

O ORIENTIERUNG

Nr. 13/14 54. Jahrgang Zürich, 15./31. Juli 1990

ZWAR HABE ICH IMMER Aktivität und Meditation verbunden, aber ich komme jetzt doch in eine Phase, in der ich denke: Ich bin so aktiv gewesen, aber jetzt ist es wichtig, auch nach innen ein bißchen abzurunden und darüber nachzudenken: Was ist mein Leben? Was ist mein Glaube? Was habe ich meinen Kindern weitergegeben?» Die Frau, die so zu mir spricht, da ich sie in ihrem Heim in Nijmegen besuche, Catharina Halkes, ist am 2. Juli siebzig Jahre alt geworden. Man sieht es ihr nicht an, und sie strahlt noch immer eine faszinierende Vitalität und Kraft aus. Trotzdem soll ihr neuestes Buch, das 1989 auf holländisch und im April 1990 auch in deutscher Übersetzung erschien (siehe Kasten), das letzte wissenschaftliche Werk sein, das sie geschrieben hat. Nur ein persönlicheres, mehr autobiographisches Buch möchte sie vielleicht noch schreiben. Seit 1964 hat sie sechs Bücher und zahlreiche Beiträge in Sammelbänden, Lexika und Zeitschriften verfaßt. Darüber hinaus unternimmt sie seit vielen Jahren Vortragsreisen, außer in den Niederlanden vor allem im deutschsprachigen Raum, aber auch in Skandinavien, Belgien und Frankreich. Catharina Halkes hatte den weltweit ersten und einzigen Lehrstuhl für Feminismus und Christentum inne (an der Universität Nijmegen), sie gehört zu den international führenden Vertreterinnen der feministischen Theologie, für deren europäische Anhängerinnen sie Mutter- und Vorbildfunktion hat. Sie selbst hatte es schwer, mußte sich allein durchkämpfen und allein ihre Position in Theologie und Gesellschaft finden.

Gehorsam ist nicht die höchste Tugend

1920 wird Catharina Halkes im holländischen Vlaardingen bei Rotterdam geboren. «Ich wurde ohne Zwang und zur Unabhängigkeit erzogen», berichtet sie. «Aber auch nicht so intellektuell und mit so vielen Fragen. Die kritische Auseinandersetzung mit Gesellschaft und Kirche kam erst später, während meines Studiums.» Bis es soweit war, mußten viele Jahre vergehen: Mit zehn Jahren verliert sie ihren Vater, mit zwanzig Jahren erlebt sie den Einmarsch der deutschen Truppen und die Besatzungszeit, in der sie sich, allein mit Mutter und Schwester, mühsam durchschlägt. Studieren kann sie nicht. Das geht erst nach Kriegsende, aber, so erfährt sie nun, die Theologie bleibt ihr als Laiin an den katholisch-theologischen Fakultäten Hollands verschlossen. So studiert sie niederländische Literaturgeschichte, Germanistik und Geschichte der mittelalterlichen Philosophie in Leiden, wo sie 1950, nach ihrem Examen, auch heiratet. In dieser Ehe bekam sie drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne, und inzwischen gibt es auch noch zwei Enkelkinder. Die Ehe selbst hielt 22 Jahre und wurde 1972 geschieden – aus sehr persönlichen Gründen, nicht etwa durch den Einfluß des Feminismus, zu dem Catharina Halkes zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht gefunden hatte. Den Schmerz über die gescheiterte Ehe und über die Trennung spürt sie noch immer, trotz der 18 Jahre, die seitdem vergangen sind. Ihre heranwachsenden Kinder waren es, die sie ermutigten, mit ihnen in eine andere Stadt, nach Nijmegen, zu ziehen, ein neues Leben zu beginnen. Heute machen sie ihre Mutter darauf aufmerksam, daß sie seit dieser Zeit ein viel authentischeres Leben führt...

In den fünfziger Jahren – Catharina Halkes wohnt mit ihrem Mann in Breda – wird sie aktiv in der «Katholischen Aktion», der holländischen Laienbewegung, die sich für Entklerikalisierung und größeren Einfluß der Laien in der Kirche einsetzt. Gleichzeitig arbeitet sie in der katholischen Frauenbewegung Hollands, wird deren Präsidentin, zunächst auf städtischer, dann auf nationaler Ebene. «In der Katholischen Aktion habe ich gemerkt, daß es auch unter Laien einen Machtunterschied gab: den zwischen Männern und Frauen.» Diese Erfahrung bestimmt die Richtung ihrer Arbeit in der Frauenbewegung: Sie ermutigt Frauen, sich selbst zu entwickeln, sich selbst ein Urteil über die gesellschaftlichen und religiösen Fragen der Zeit zu bilden und auch Selbstbewußtsein zu gewinnen. Dies alles hatte noch keinen feministischen, sondern eher

PORTRÄT

Catharina J.M. Halkes: Europäische Pionierin der feministischen Theologie – Erste Erfahrungen in der Laienbewegung auf emanzipatorischem Hintergrund – Vorbereitung und Rezeption des Vatikanum II – Entdeckung fundamentaler Ungerechtigkeit – 1970–1977 Dozentin im Fachbereich Pastoraltheologie – Weltweit erster und einziger Lehrstuhl für Feminismus und Christentum in Nijmegen.

Johanna Jäger-Sommer, Saarbrücken

Zum Buch «Das Antlitz der Erde erneuern»: Anlaß ist der Konziliare Prozeß – C. Halkes' kulturgeschichtliche Studien – Ihr Fazit: Machtunterschied zwischen Mann und Frau steht in direktem Zusammenhang mit Zuordnung der Frau zu «Natur» bzw. «Materie», des Mannes zu «Kultur» bzw. «Geist» – Im theologischen Teil kritische Hinterfragung des rein transzendenten, monotheistischen Gottesbegriffs. J. J.-S.

THEOLOGIE/LEHRAMT

Erster Eindruck von der neuen «Instructio»: Römische Glaubenskongregation «über die kirchliche Berufung des Theologen»: ein Dokument voller Widersprüche – Zwei Texte ineinandergeschoben? – Wie weit Reaktion auf Kölner Erklärung? – Oder soll Widerstand, gegen etwas, was man im Schilde führt, zum voraus gebrochen werden? – Respektvolle Erwähnung des Glaubenssinns im 1. Teil wird im 2. Teil unwirsch vergessen.

Dietmar Mieth, Tübingen

Tübinger Erklärung vom 12. Juli 1990: Eine seinerzeit von Prof. Ratzinger mitunterzeichnete Erklärung wird in Erinnerung gerufen – Warnung vor einer von ihm jetzt angekündigten Enzyklika. (Vgl. Lesetip)

ZEITGESCHICHTE

Botschaft eines Überlebenden: W. Weinberg, heute in USA, seinerzeit Häftling in Bergen-Belsen. – Sein Erinnerungsbuch «Wunden, die nicht heilen dürfen» verdeutlicht die irrationale Rationalität der NS-Herrschaft – Stoff für Historiker, aber auch Bekenntnis im Geiste Hiobs: «Ich allein bin entkommen, euch zu berichten». Elisabeth Hank, Bonn

CHINA

Zur aktuellen Kultur- und Religionspolitik: Bewußtsein der Krise im Verhältnis zum eigenen Erbe – Stecket der Reformbazillus in den Religionen? – Entgegenkommen für Minderheiten – «Offizielle» und «Untergrundkirche» bei Katholiken, über 20 000 «Hauskirchen» bei Protestanten.

Norbert Sommer, Saarbrücken

Interview mit Shanghais Bischof Jin: Minderheitenstatus nicht vergessen – Wer ist treuer: die legalen oder die illegalen Bischöfe? – Patriotische Vereinigung und Rolle der Laien.

einen emanzipatorischen Hintergrund. Den Unterschied zwischen Feminismus und Emanzipation beschreibt sie später so: «Die emanzipierten Frauen sagen: Wir wollen die Hälfte des Kuchens haben, wie die Männer. Die Feministinnen sagen: Wir wollen einen ganz neuen Kuchen backen, mit neuen Zutaten.»

«Ich lasse mich nicht aus der Kirche heraussetzen»

Von 1960 an arbeitet sie in verschiedenen nationalen Gremien zur Vorbereitung des II. Vatikanums mit. Ihre Bemühungen gelten vor allem den Anliegen der Frauen, der Förderung der Ökumene, der Erneuerung der Pastoral. Das Konzil selbst und auch Papst Johannes XXIII. erlebt sie als große Zeichen der Hoffnung auf einen Neuaufbruch in der Kirche («Wir hatten dann auch zehn gute Jahre in der holländischen Kirche»). Allerdings fällt ihr, besonders bei der Konzilsöffnung, die patriarchalische Struktur der Kirche befremdlich ins Auge: daß 2500 Männer über Welt und Kirche – auch über die Frauen – reden und beschließen sollen, daß der Papst, auf einem Thronessel über den Köpfen der anderen schwebend, in den Petersdom getragen wird, findet sie anstößig. «Aber ich bin natürlich doch ein Gemeinschaftsmensch. Dieses Vatikanum II habe ich doch gut gefunden, weil ich – und darum werde ich auch nie aus dieser Kirche gehen – diese Weltkirche so schön finde. Denn irgendwo geschieht doch etwas Gutes. Auch wenn sie viele Fehler machen, gibt es doch irgendwo eine prophetische Figur, die weitergeht.» A propos – das Stichwort ist gefallen – hat Catharina Halkes nie daran gedacht, ihre Kirche zu verlassen, die Frauen so oft demütigt? «Ich bin natürlich ab und zu sehr empört und deprimiert gewesen, auch persönlich. Ich habe oftmals in meinem Leben erfahren, daß man persönlich beleidigt und vor allem negiert wird, daß ich keine Stimme bekam. Und weil ich bekannt war, ist es dann so deutlich, daß man das nicht will, und das ist für mich immer eine tödende Erfahrung. Aber ich habe trotzdem eine sehr große Vitalität in mir und bin auch nie im Leben aus meinem seelischen Gleichgewicht gekommen. Ich habe eigentlich immer gedacht: Ich lasse mich nicht von Rom oder von wem auch immer aus der Kirche heraussetzen. Es ist auch meine Kirche. Ich finde, daß wir Kirche sind, wir Laien miteinander und natürlich auch wir Frauen.»

Einer fundamentalen Ungerechtigkeit bewußt

1964 schreibt Catharina Halkes ihr erstes Buch («Sturm nach der Stille», deutscher Titel «Frau – Welt – Kirche»), durch das sie schnell bekannt wird. Im selben Jahr wird sie vom Bischof von Breda als Mitdirektorin eines Instituts zur Pastoralbildung von Laien eingesetzt. Ebenfalls 1964 beginnt sie in Nijmegen mit dem Studium der Theologie, besonders der Pastoraltheologie, die in dieser Zeit in Holland schon einer umfassenden Erneuerung unterworfen war. Die intensive pastorale Ausbildung bringt ihr Klarheit über sich selbst. Bisher hatte sie immer wieder gemerkt, daß sie «aneckte» und – vor allem von Männern – als «Abwechlerin» angesehen worden war, was ihr starke Selbstzweifel eingebracht hatte. Nun aber, am Ende ihres Studiums, ist sie mit sich im reinen. 1970 macht sie ihre Examen und wird zur Pastoral Supervisorin an der Theologischen Fakultät ernannt. Daß sie als Frau die Priester und Priesteramtskandidaten geistlich und psychologisch begleiten kann, wirft ein Licht auf die Offenheit der Universität und der Katholisch-Theologischen Fakultät von Nijmegen. Andererseits macht diese Arbeit Catharina Halkes eine fundamentale Ungerechtigkeit bewußt: «Jahrelang habe ich Männer, Priester und männliche Studenten, begleiten müssen, um ihre theologische Identität, ihre psychologische Glaubensidentität zu finden. Ich mußte mit ihnen klären, warum sie so oder anders predigten, warum sie nicht mit Menschen ein Gespräch führen konnten usw. Immer waren es Männer, denen ich es ermöglichen mußte, als Priester weiterzuarbeiten. Und ich selbst konnte nicht Priester werden...»

1970–77 ist sie Dozentin im Fachbereich Pastoraltheologie, als erste Frau an der Katholisch-Theologischen Fakultät. Und die Fakultät akzeptiert sogar, daß sie zwei Jahre nach ihrer Anstellung ihre Ehescheidung meldet.

Inzwischen ist sie durch ihre Arbeit in der Frauenbewegung auf feministische Überlegungen gestoßen. Es beginnt ein Kontakt mit den amerikanischen feministischen Theologinnen Letty Russell, Mary Daly, Rosemary Radford-Ruether. Ein Austausch von Artikeln und Büchern beginnt, und dann, 1973, kommt für Catharina Halkes der Durchbruch: sie liest Mary Dalys Buch «Beyond God the Father». «Eigentlich wußte ich alles, aber Mary Daly hat es für mich geordnet. Innerhalb einer Nacht war ich Feministin.» Von nun an betreibt sie feministische Theologie in Vorträgen, Kongressen und Vorlesungen, die sie in ihrer Freizeit hält. Die Nachfrage bei den Studentinnen ist so groß, daß sich die Universität 1977 zu einem Experiment in Form eines auf vier Jahre begrenzten Projektes «Feminismus und Christentum» entschließt. Für dieses Experiment gibt Catharina Halkes ihre feste Dozentstelle auf. Die Reaktion der Kollegen an der Fakultät ist unterschiedlich, teils negierend, teils hilfreich. Die Studentinnen sind begeistert, außerdem kommen viele Frauen, zwischen dreißig und siebzig Jahre alt, zu ihren Vorlesungen.

Sich anstrengen, neue Formen zu finden

Wegen dieser außerordentlichen Resonanz setzen sich schließlich die Kollegen der Theologischen Fakultät dafür ein, daß ein eigener Lehrstuhl «Feminismus und Christentum» eingerichtet wird. Dieser kommt tatsächlich 1983 mit dem Geld des Nijmegen-Universitäts-Fonds zustande. Bis 1986 lehrt Catharina Halkes als Professorin feministische Theologie. Dadurch und durch ihre Publikationen hat sie Weltruhm erlangt. 1982 bekommt sie den Ehrendoktor der Berkeley Divinity School of Yale. Seit ihrer Emeritierung 1986 sind Mary Grey als Professorin und Hedwig Meier-Wilmes als Dozentin ihre Nachfolgerinnen. Wie die Amtskirche auf die Professorin Halkes reagierte bzw. nicht reagieren konnte, hat sie inzwischen erfahren: «Ich hörte erst später, daß ein konservativer Kollege, Alttestamentler, sich bei Kardinal Simonis beschwert hat: daß diese Frau Halkes so lange an der Universität habe lehren dürfen, das sei doch unmöglich. «Das finde ich auch», hat Simonis geantwortet, «aber man hat mich nicht gefragt.»

Der Papstbesuch in Holland im Mai 1985 hat die Reformkräfte der holländischen Kirche wieder neu aktiviert. Kurz vorher hatte Kardinal Simonis bekanntgegeben, daß dem Papst nicht allerlei abweichende Gruppierungen vorgestellt werden könnten, da es nur *eine* Kirche, *eine* Glaubensgemeinschaft gebe. Unter diesen nicht zugelassenen «Abweichlern» befand sich auch die einstimmig gewählte Vertreterin der großen katholischen Frauenbewegung, Catharina Halkes. Die Empörung der holländischen Katholiken über die Ausgrenzung ganzer Teile der holländischen Kirche durch den Kardinal führte zur 8.-Mai-Bewegung, die von Jahr zu Jahr wächst und sich jährlich in der Art von Kirchentagen dokumentiert (vgl. Orientierung 1985, S. 150–153, und 1989, S. 113–116, 138–142). Catharina Halkes arbeitet in dieser Bewegung engagiert mit. Beim ersten Treffen wird sie gefragt, was sie denn dem Papst gesagt hätte, wenn sie die Gelegenheit dazu gehabt hätte. Sie beginnt ihre Rede, indem sie einen Artikel aus der Diözesan-Zeitschrift zitiert. Dort hatte eine Frau von einem Traum berichtet, den sie gehabt hatte: «Ich träumte, ich war auf einem Flughafen. Aus einem gerade angekommenen Flugzeug stieg der Papst aus, und statt den Boden zu küssen, küßte er Catharina Halkes; die, ich weiß nicht woher, plötzlich auftauchte.» Catharina Halkes legt Wert darauf, daß nicht sie selbst diesen Traum hatte – sie wünscht sich wohl schönere Träume. Doch als Symbol für die Utopie einer Aussöhnung der Amtskirche mit Frauenbewegung und Feminismus hat dieser Traum für die Frauen große Ausdruckskraft.

Noch immer ist Catharina Halkes aktiv in der holländischen Frauenbewegung, der «Frau-und-Glaube»-Bewegung. Sie sieht zurzeit die Tendenz, daß dort nur gesellschaftliche Fragen, aber keine Glaubensfragen gestellt werden. Das fehlt ihr, und sie möchte es in nächster Zeit einmal auf einer Frauentagung thematisieren, ebenso die Frage nach einer neuen Spiritualität. Aber sie will vorsichtig sein mit ihrer Kritik, um die jungen Frauen nicht daran zu hindern, ihren eigenen Weg zu finden.

Und wie beurteilt sie den augenblicklichen Zustand der Kirche? Resigniert hat sie nicht, im Gegenteil: «Was ich positiv finde: Ich sehe, daß die Leute, die wirklich religiös bleiben wollen, sich anstrengen, neue Formen zu finden, um weiterzukommen – auch wenn die Bischöfe das nicht gestatten. Ich

finde es gut, daß viele motivierte Menschen immer unabhängiger werden von diesen Behörden und daß sie das Gefühl haben: wir sind auch selber die Kirche. Und wenn wir offen und zugänglich für den Dialog bleiben, die Bischöfe aber nicht wollen, dann gehen wir trotzdem weiter. Das ist auch meine Position: immer bereit bleiben, miteinander zu reden – auch die 8.-Mai-Bewegung muß das –, aber wenn die Bischöfe den Dialog nicht wollen, dann doch weitergehen! Wenn wir das nicht wollten, wäre es nicht gut. Es steht in unserer Verantwortung, weiterzugehen. Gehorsam ist nicht die höchste Tugend, sondern In-Bewegung-Bleiben. Wichtig ist, daß wir in Holland weniger reden über schwierige Bischöfe, als darüber, was jetzt möglich ist und wie wir kreative Antworten auf diese Situation finden. Vielleicht ist das der Weg, um zu einer neuen Kirche zu kommen.»
Johanna Jäger-Sommer, Saarbrücken

Catharina J. M. Halkes zu Mensch – Kultur – Schöpfung

Der Anlaß des neuen Buches von Catharina J. M. Halkes «Das Antlitz der Erde erneuern»¹, ist der Konziliare Prozeß für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Sie geht von der These aus, daß es einen engen Zusammenhang gibt zwischen der Ungerechtigkeit in den menschlichen Beziehungen (Mann-Frau; Weiße-Farbige; Erste Welt-Dritte Welt) und der Unmöglichkeit von Frieden im Sinne des alttestamentlichen shalom einerseits sowie der gewaltsamen Zerstörung der Natur andererseits. Der erste Teil des Buches widmet sich der Analyse dieses Unheils-Zusammenhangs mit Hilfe von Erkenntnissen aus Kultur-Anthropologie, Wissenschafts- und Philosophiegeschichte. Die grundlegende These lautet: Es gibt einen Zusammenhang zwischen der Beobachtung, daß es in allen Kulturen einen Machtunterschied zwischen Männern und Frauen gibt und der Tatsache, daß überall Frauen mehr mit Natur und Männer mehr mit Kultur assoziiert werden. Das hatte sowohl für die Natur als auch für die Frauen schlimme Folgen.

Catharina Halkes zeigt die Entwicklung von einem organischen Naturbegriff («Mutter Natur») zu einer mechanistischen Vorstellung von der Natur als lebloser Maschine auf. Die Ehrfurcht, die das Verhältnis des Menschen zur «Mutter» Natur prägte, wandelt sich zu Beginn der Neuzeit in ein aggressives Eindringen und Sezieren der Natur, das auch häufig in sexuellen Metaphern als Vergewaltigung und Unterwerfung dargestellt wird. So wie die Natur als weiblich gedacht wird und einer zunehmenden Entwertung, Aggressivität und Ausbeutung durch männliche Wissenschaftler unterworfen wird, so wird andererseits die Frau in der Nähe der Natur gesehen – im Gegensatz zum Kulturschaffenden Mann – und ebenfalls zunehmend entwertet und der männlichen Herrschaft unterworfen. Frauen werden auf die Funktionen ihres weiblichen Körpers – Zyklus, Empfangen, Gebären und Nähren neuen Lebens – festgelegt, und auch ihre psychischen Fähigkeiten sollen nur den körperlichen entsprechen: Passivität, Zärtlichkeit, Mütterlichkeit. Dies alles gilt als «natürlich» (oder zur «Natur der Frau» gehörend) und daher auch als relativ wertlos gegenüber den Kulturleistungen, die der Mann sich selbst vorbehält. Catharina Halkes zitiert in diesem Zusammenhang Simone de Beauvoir, die den extremen Fall darstellt, daß das Gebären neuen Lebens, das die Frauen leisten, als reine Natur (zyklische Wiederholung, immer dasselbe) betrachtet und abgewertet wird im Gegensatz zum Töten anderen Lebens durch die Männer im Krieg (d. i. Geschichte = Kultur). Zu dieser kulturgeschichtlichen Entwicklung kommt noch eine neuzeitliche Philosophie, die total zwischen Geist und Materie trennt, die dann Frauen und Natur wiederum der geistlosen Materie zuordnet und Männer und Kultur dem reinen Geist. Auch die neuentdeckten Völker Afrikas und Amerikas, die «Wilden», werden wie die Frauen der Natur zugeordnet und warten auf Unterwerfung durch die weißen Männer, die Träger westlicher Kultur. Ein solch dualistisches Denken, gepaart mit einem aggressiven Verhalten auf sexualneurotischem Hintergrund, muß zerstörerisch wirken, sowohl auf die Beziehungen zwischen Männern und Frauen, Weißen und Farbigen, Erster Welt und Dritter Welt als auch auf die Beziehung zwischen Mensch und Natur. Soweit die Analyse.

Der zweite Teil des Buches – es ist der eigentliche theologische Teil – will aufbauen. Er befaßt sich mit der Frage, wie wir Verhältnisse und

Beziehungen erreichen, in denen Gerechtigkeit, Frieden und Respekt vor der Unverletzlichkeit der Schöpfung herrschen. Dafür entwirft die Autorin zunächst Grundzüge einer Schöpfungstheologie, die nicht in Gefahr ist, stets vom Gedanken des «Bundes» oder gar der «Erlösung» (reformatorische Theologie) überlagert zu werden. Da ist u. a. die Rede von Gottes segnendem Handeln und der Neubewertung des Sabbat, von Sakralität und Sakramentalität der Schöpfung als der Art und Weise, wie Gott in der Welt präsent ist. Kritisch hinterfragt wird dabei die Vorstellung vom rein transzendenten, monotheistisch gedachten Gott. Das biblische Wort vom «Herrschen über die Erde» wird relativiert, indem es mit dem «Bild-Gottes-Sein» verknüpft wird. Kurz: Überall zeigen sich Neuansätze zu einer notwendigen ökologischen Theologie. Eine neue Beziehung zwischen Natur und Kultur wird ebenso entworfen wie eine neue Beziehung zwischen Frauen und Männern, die nicht nur beide durch ihre Körperlichkeit an der Natur Anteil haben, sondern auch beide als Ebenbilder Gottes den Auftrag haben, Kulturträger/innen zu sein.

Den Schluß des Buches bilden eine Reihe von Träumen, in denen Catharina Halkes ihre eigenen Utopien von gelungenen Beziehungen zwischen Gott und Welt, Mann und Frau, Mensch und Schöpfung, Kultur und Natur vorstellt. Da entsteht das zentrale Bild von der Welt als Körper Gottes. Das heißt nicht, daß Gott in der Welt aufgeht, sondern vielmehr die intensive Art, wie Gott unter uns gegenwärtig ist: die Welt als Selbstausdruck Gottes.

Wer am Ende der Lektüre, noch unter dem beglückenden Eindruck der neuen Bilder und Utopien, sich fragt, wie dies, angesichts unserer heillos wirkenden Gegenwart, geschehen solle, wird an den Titel des Buches erinnert, der ja Teil eines Gebets zum Heiligen Geist ist: «Sende aus deinen Geist, und alles wird neu erschaffen werden; und du wirst das Antlitz der Erde erneuern.» Nicht allein durch unser aktives Engagement läßt sich der Zustand unserer Welt ändern, sondern im Hinhören auf den Heiligen Geist, der allein Verkrustungen aufbrechen und neues Leben schaffen kann.

Dieses Buch von Catharina Halkes läßt sich, wie sie selbst in der Einleitung schreibt, nicht gleich in vorhandene Schubladen «feministische Literatur», oder «Frauenforschung» einordnen. Denn einerseits verbreitet es auch die von Männern verfaßte wissenschaftliche Literatur und andererseits verzichtet es zugunsten der Darstellung großer Zusammenhänge auf Detailforschung. Trotzdem bleibt natürlich der zentrale feministische Ansatz sichtbar. Es kommt der Autorin aber darauf an, mit Frauen und Männern ins Gespräch zu kommen, da die Themen des Konziliaren Prozesses zur Überlebensfrage für uns alle geworden sind. Gerade eine immer noch rein männlich definierte Naturwissenschaft und Technologie sind gefragt, ihr Verhalten grundlegend zu ändern.

Ein Buch, das sicher keine leichte Lektüre ist (besonders im 1. Teil), das aber aufrüttelt, weil es radikal die Wurzeln unserer heutigen Krise freilegt. Ein Beitrag, der aufgenommen werden muß von allen, die sich ernsthaft für den Konziliaren Prozeß einsetzen. Es sei denn, man wollte weiterhin nur Symptome behandeln...
J. J.-S.

¹ GTB Siebenstern, Gütersloh 1990 (Niederländisches. Original: ... en alles zan worden herschapen. Ten Have, Baarn 1989).

Ein Dokument voller Widersprüche

Erster Eindruck von der neuen «Instructio» der Glaubenskongregation*

Ein Dokument mit fast unerklärlichen Widersprüchen ist die am 26. Juni veröffentlichte Instruktion der römischen Kongregation für die Glaubenslehre «Über die kirchliche Berufung des Theologen». Auf der einen Seite wird, ähnlich wie in der Ansprache des Papstes in Altötting während seines Deutschlandbesuches, das theologisch-wissenschaftliche Bemühen als «Dienst am Glauben» gelobt, und die Bischöfe, an welche sich die Instruktion richtet, werden zu vertrauensvoller Zusammenarbeit ermuntert. Auf der anderen Seite wird mit außerordentlicher Schärfe die Autorität des Lehramts hervorgehoben und abweichendes Denken der Theologen eingegrenzt. Manchmal hat man daher den Eindruck, hier seien zwei Texte ineinandergeschoben worden: ein eher offener theologischer Text auf der Linie des Konzils und ein eher engstirniger Text einer schmalspurigen Theologie auf der Linie der Disziplinierung. Letzterer Text steht dem sogenannten «Treueid» nahe, wie er für kirchliche Berufe von Rom seit über einem Jahr reklamiert wird. In Zusätzen zum Glaubensbekenntnis wird dabei die Lehrautorität in der Kirche verschärft. Die Verschärfung liegt vor allem darin, daß die Lehrautorität stets selbst definiert, welche Stufe der Glaubensverbindlichkeit sie ihren Doktrinen zuweist. Vermutlich hat auch die Auseinandersetzung um die «Kölner Erklärung», dem kritischen Protest von über 200 deutschsprachigen Theologen im vorigen Jahr, und daß er in anderen europäischen Ländern viel Unterstützung fand, zu den überaus harten und mir in vielen Punkten unverständlichen Urteilen geführt. Einem der Unterzeichner der Kölner Erklärung, Siegfried Wiedenhofer, hat inzwischen die Unterschrift bekanntlich die Berufung auf einen neuen Lehrstuhl gekostet. Man darf offen fragen, ob dieses römische Vorgehen etwas mit dem reklamierten «vertrauensvollen Dialog» zu tun hat. 205 Theologieprofessoren haben letzte Woche gegen dieses Vorgehen bei den deutschen, österreichischen und Schweizer Bischöfen schriftlich Einwände vorgetragen.¹

Zum ersten Mal wird in einem solchen Dokument von der «unfehlbaren» Lehre moralischer Normen in der Offenbarung, die der Vernunft wegen der Sünde schwer zugänglich seien (n. 16), gesprochen. Dazu wird ein Dokument des Vatikanischen Konzils zitiert, in welchem weder von Moral noch von Unfehlbarkeit die Rede ist (vgl. Anm. 17 s. u.). Obwohl Entscheidungen des Lehramts, soweit sie zeitgebundene Kenntnisse einschließen, durchaus als «reformabel» gelten, wird auch für sie der Glaubensgehorsam eingefordert, und die verlangte Loyalität schließt die öffentliche Diskussion aus. In einem Klima, in dem Kritik von vorneherein unter dem Verdacht der Zerstörung steht, werden eine sogenannte «systematische Opposition» und die Bildung von «organisierten Gruppen» (n. 32) angeprangert. Diese Sprache stammt aus dem Wörterbuch des Totalitarismus. Der Theologe darf zwar persönliche Schwierigkeiten haben, aber keinen «Dissens», also keine abweichende Position, zum Ausdruck bringen. Über den sogenannten «Dissens» ergießt sich eine Fülle von Verdächtigungen, welche die gemeinten Theologen wohl kaum so

pauschal akzeptieren werden: der Verdacht des Liberalismus, des Konformismus und des Pluralismus.

Gänzlich wird vergessen, daß es öffentlichen Protest in der Kirche nur gibt, wenn interne Anfragen und Einwände über einen längeren Zeitraum hinweg so gut wie nicht zur Kenntnis genommen worden sind. Dem «Dissens» wird vorgeworfen, er handle nach einem Protestmodell der politischen Gesellschaft und im Sinne eines «parallelen» Lehramts; er beziehe sich auf die Meinungen der Gläubigen – die im Gegensatz zum Anfang des Dokumentes dann plötzlich nichts mehr gelten! –, statt auf die Anleitung durch das Lehramt; er berufe sich fälschlich auf Menschenrechte und auf das Gewissen und gefährde die «harmonische Einheit mit der Hierarchie, die das Wesen der Gemeinschaft» ausmache. Im einzelnen wäre hier viel zur Differenzierung der Pauschalurteile dieses Dokumentes zu sagen, das eine Analyse oft durch Etikettenkleber zu ersetzen versucht. Im Grunde ist der Text, bei aller Ermahnung zur Zusammenarbeit und zum vertrauensvollen Dialog, eine Warnung vor den Gefahren des Aggiornamento, das Johannes XXIII. der Kirche zugemutet hatte und eine Drohbotschaft für die Moraltheologie. Dabei werden wesentliche Fragen der kirchlichen Theologie, z. B. die Frage nach dem Glaubenssinn des Gottesvolkes, nach den Christenrechten und dem Gewissen immer wieder in eine Enge geführt, die als Würgegriff erscheinen kann. Von besonderer Bedeutung erscheint mir dabei, daß der theologische Tiefgang des ersten Teiles, der große Achtung vor der Theologie und dem Glaubenssinn zeigt, in der zweiten Hälfte vergessen wird. Dabei wird das hierarchische Lehramt als Christusautorität der Fußvolk-Kirche gegenübergestellt, statt in sie integriert. Umgekehrt aber wird immer wieder «Kirche» allein für die Hierarchie reklamiert, und dabei wird eine Sprache der Selbstabschließung und der Absicherung eingeführt, vor der ich als Theologe erschreke, auch wenn ich mich nicht fürchte. Denn Furcht ist weder mit der Liebe zur Wahrheit noch mit der wahren Liebe zur Kirche vereinbar (vgl. 1 Joh!). Dies sei auch den Bischöfen gesagt, an welche sich die Instruktion richtet. Haben sie noch Mut zu ihrem eigenen Glaubenssinn? Sind sie bereit, ihr integrierendes Amt als Ausdruck der gelebten Kirchlichkeit aller, auch der Laien, der Frauen, zu verstehen, so wie der Papst durch seinen Dienst an der Einheit gehalten ist, auf den Blutkreislauf des kirchlichen Körpers («Leib Christi») zu achten und nicht nur auf die Hirnströme des Kopfes?

Wieviel in der Kirchenauffassung dieses Dokumentes jeweils willkürlich der Strategie des «Behauptens» (im doppelten Sinne) angepaßt wird, zeigt z. B. der widerspruchsvolle Umgang mit Kirche und Öffentlichkeit: Das gleiche Dokument, das den öffentlichen Dialog der Theologen über abweichende Meinungen verbietet, spricht mit diesen Theologen über die Zeitungen. Denn bevor die angesprochenen Bischöfe das Dokument den Theologen (mit entsprechender Akkomodation) weiterreichen konnten, war es in der Hand der Journalisten und wurde durch Interviews des Kardinals Ratzinger verbreitet (z. B. in La Croix vom 28. 6. 90). Die Beanspruchung des Medienmonopols und die Bevorzugung der Kommunikation durch die Medien seitens der Glaubenskongregation sind ihrerseits schwere Verletzungen des «vertrauensvollen Dialoges». Dazu kommt die schlechte Angewohnheit, Antworten nur dann zu geben, wenn sie über öffentliche Debatten erzwungen werden. Die kirchliche Bewertung der Massenmedien ist tendenziös: sind sie kritisch, folgen sie dem Zeitgeist, sind sie hofgemäß, werden sie bevorzugt bedient.

In manchen Fällen werden die spirituellen Bereiche (Liebe zur Kirche, religiöser Gehorsam) mit dem Bereich juridischer

* Erscheint gleichzeitig in «Kirche intern» (Wien), August 1990. Eine systematische Analyse und Kritik ist für unsere nächste Ausgabe vorgesehen. Vgl. von uns angeschlossene Tübinger Erklärung und Lesetip.

¹ Gemäß Presseerklärung vom 25. 6. 1990 doziert der Betroffene an der Universität Frankfurt katholische Dogmatik und besitzt für diese Professur auf Lebenszeit nach wie vor die kirchliche Lehrerlaubnis («nihil obstat»). Verweigert wurde sie ihm aber für Graz, wohin er mit Empfehlung des dort zuständigen Bischofs berufen wurde. Professor Wiedenhofer ist Schüler von Joseph Ratzinger und u. a. im Auftrag der deutschen Bischöfe tätig. Die Verweigerung ist weder in seiner Lehre noch in seiner Person begründet, widerspricht deshalb den sonst angewandten Kriterien und erweist sich als eine von Willkür diktierte Bestrafung, für die die Unterschrift unter die Kölner Erklärung den einzigen Grund bildet. (Red.)

Verpflichtung (missio canonica) in unzulässiger Weise vermischt. So erscheint der Hinweis, das Leiden an der Irreformabilität an sich reformierbarer Lehraussagen «schweigend und leidend» zu ertragen, unpassend für den jurisdiktionellen Ton des Dokumentes. Als spirituelles Ansinnen seitens derer, die das Leiden ändern könnten, erscheint eine solche Aussage als «objektiver» Zynismus. (Ich unterstelle keine subjektive Absicht.)

Ein besonderes Beispiel, wie in der Instruktion argumentiert wird, ist die Berufung auf den neuen Treueid, der in ihr, statt begründet zu werden, als Autoritätsargument dient.

Angesichts einer Beweisführung, die sich so im Kreise dreht (die Glaubenswissenschaft ist frei, aber im Auftrag einer Glaubenslehre, die über der Kirche steht, statt mit ihr und in ihr, ist sie unfrei), wird man immer wieder an Strategien der kommunistischen Parteidisziplin erinnert. Vielleicht sollten die Glaubenshüter darauf achten, daß sie nicht vor lauter Abwehr von Demokratie und Mitbestimmung in der Position derer landen, deren Abtreten sie so begrüßen und sich (auch) als Verdienst anrechnen.

Dietmar Mieth, Tübingen

Für die Freiheit in der Kirche

Tübinger Erklärung vom 12. Juli 1990

Die neueste römische Instruktion «Über die kirchliche Berufung des Theologen» stellt den Versuch dar,

– den Pluralismus theologischer Lehrmeinungen durch ein Verbot des Dissenses und durch die Forderung nach Gehorsam zu unterdrücken;

– die legitime Solidarisierung katholischer Theologen auf nationaler und internationaler Ebene zu unterbinden;

– die öffentliche Meinung in der katholischen Kirche zu kanalisieren und die Massenmedien nur für Zwecke der Selbstdarstellung des kirchlichen Lehramtes einzusetzen.

Dieses Dokument ist ein Angriff auf die Freiheit katholischer Theologie und damit ein Angriff auf die Freiheit des ganzen Volkes Gottes. Den Hintergrund bilden einerseits die Aufoktroierung bestimmter Bischöfe gegen den überwältigenden Willen von Volk und Klerus, andererseits die Verhinderung von Berufungen kritischer Theologen auf Lehrstühle, wodurch vor allem Unterzeichner der «Kölner Erklärung» diskriminiert werden sollen (vgl. die Aussagen des österreichischen Nuntius laut Protokoll der österreichischen Bischofskonferenz vom April 1990). Wir sehen uns deshalb veranlaßt, die Erklärung «Für die Freiheit der Theologen und der Theologie», die unter den katholischen Theologen und Theologinnen in aller Welt breite Zustimmung gefunden hat und die im Jahre 1968 von 1360 katholischen Theologieprofessoren unterzeichnet wurde, darunter der gegenwärtige Kardinal Joseph Ratzinger, der für die jüngste «Instructio» verantwortlich zeichnet, in Erinnerung zu rufen:

«In voller Loyalität und eindeutiger Treue zur katholischen Kirche sehen sich die unterzeichneten Theologen veranlaßt und verpflichtet, mit großem Ernst öffentlich darauf hinzuweisen: die durch das Zweite Vatikanische Konzil wiedergewonnene Freiheit der Theologen und der Theologie zum Dienst an der Kirche darf heute nicht erneut gefährdet werden. Diese Freiheit ist eine Frucht und Forderung der befreienden Botschaft Jesu selbst und bleibt ein wesentlicher Aspekt der von Paulus verkündeten und verteidigten Freiheit der Kinder Gottes in der Kirche. Daher obliegt es allen Lehrern in der Kirche, das Wort zu verkünden opportune importune, gelegen oder ungelegen.

Diese Freiheit bedeutet für uns Theologen zugleich die schwere Verantwortung, die echte Einheit und den wahren Frieden der Kirche und all ihrer Glieder nicht zu gefährden. Wir sind uns wohl bewußt, daß auch wir Theologen in unserer Theologie irren können. Aber wir sind überzeugt, daß irrige theologische Auffassungen nicht durch Zwangsmaßnahmen erledigt werden können. In unserer Welt können sie wirkungsvoll nur durch eine unbehinderte, sachliche wissenschaftliche Diskussion korrigiert werden, in der die Wahrheit durch sich selbst siegen kann. Wir bejahen mit Überzeugung ein Lehramt des Papstes und der Bischöfe, das unter dem Worte Gottes und im Dienste der Kirche und ihrer Verkündigung steht. Aber wir wissen

zugleich, daß dieses pastorale Verkündigungsamt die wissenschaftliche Lehraufgabe der Theologen nicht verdrängen oder behindern darf. Jegliche Art von noch so subtiler Inquisition schadet nicht nur der Entwicklung einer gesunden Theologie. Sie fügt zugleich der Glaubwürdigkeit der gesamten Kirche in der Welt von heute unabsehbaren Schaden zu. Wir erwarten deshalb vom pastoralen Verkündigungsamt des Papstes und der Bischöfe ein selbstverständliches Vertrauen zu unserer kirchlichen Gesinnung und die vorurteilslose Unterstützung unserer theologischen Arbeit zum Wohle der Menschen in Kirche und Welt. Wir möchten unserer Pflicht, die Wahrheit zu suchen und zu sagen, nachkommen ohne Behinderung durch administrative Maßnahmen und Sanktionen. Wir erwarten, daß man unsere Freiheit respektiert, wo immer wir nach bestem Wissen und Gewissen unsere begründete theologische Überzeugung aussprechen oder publizieren.»

Nun hat gerade Kardinal Ratzinger verlauten lassen (La Croix, 28. 6. 90), daß der soeben veröffentlichten «Instructio» eine päpstliche Enzyklika zu Fragen der Moral folgen soll. Aus gutunterrichteten römischen Quellen verlautet dazu: Mit Berufung auf das angeblich übereinstimmende ordentliche Lehramt des Papstes und der Bischöfe («Magisterium ordinarium») soll die päpstliche Lehre zur Geburtenregelung als definitive und unfehlbare Lehre hingestellt werden. Formale Vorarbeiten dazu sind im neuen «Treueid» und in ebendieser «Instructio» geleistet.

Um das Wohl unserer Kirche besorgt, warnen wir vor einer solchen lehramtlichen Äußerung. Sie würde die Polarisierung innerhalb unserer Kirche auf katastrophale Weise verschärfen und den Glaubwürdigkeitsverlust der Kirche beschleunigen. Eine solche Erklärung wird keine Probleme lösen, wohl aber neue schaffen. Auch mit den angedrohten autoritären Disziplinarmaßnahmen gegen Theologen läßt sich die Rezeption einer päpstlichen Lehre nicht erzwingen, die von der überwältigenden Mehrheit des katholischen Volkes und des katholischen Klerus abgelehnt wird.

Um Schaden von der Kirche abzuhalten, bitten wir stellvertretend für viele Theologen, die sich jetzt noch nicht äußern konnten oder wollten:

1. Der Papst möge auf eine Enzyklika über die umstrittenen Moralfragen verzichten, solange eine genaue Klärung der damit verbundenen theologischen Fragen nicht erfolgt ist.

2. Diese Probleme sollen auf der nächsten römischen Bischofssynode in aller Öffentlichkeit verhandelt werden, insbesondere auf der schon angekündigten Synode der europäischen Bischöfe.

3. Es soll eine fachkundige Kommission eingesetzt werden, um die Frage der Unfehlbarkeit des Papstes im Zusammenhang mit seiner Lehre zur Geburtenregelung zu untersuchen.

ERSTUNTERZEICHNER sind die folgenden Theologieprofessoren: Bauer, Johannes B., Graz; Brox, Norbert, Regensburg; Denzler, Georg, Bamberg; Eicher, Peter, Paderborn; Fries, Heinrich, München; Fuchs, Ottmar, Bamberg; Greinacher, Norbert, Tübingen; Haag, Herbert, Tübingen; Halke, Catharina, Nijmegen; Hasenhüttl, Gotthold, Saarbrücken; Karrer, Leo, Fribourg/Schweiz; Köhler, Joachim, Tübingen; Küng, Hans, Tübingen; Lang, Bernhard, Paderborn; Mette, Norbert, Paderborn; Schillebeeckx, Eduard, Nijmegen; Steinkamp, Hermann, Münster; Theobald, Michael, Tübingen; Wolf, Knut, Nijmegen; Wiederkehr, Dietrich, Luzern; Zirker, Hans, Duisburg.

Theologen/Lehramt – ein Lesetip

Das Verhältnis von Theologie und Lehramt wird, im Vergleich mit der «Instruktion über die kirchliche Berufung des Theologen», wirklichkeitsnäher und differenzierter in den folgenden zwei allgemeinverständlichen und immer noch aktuellen Bändchen dargestellt: Karl Rahner/Heinrich Fries (Hrsg.), Theologie in Freiheit und Verantwortung. München 1981; Max Seckler (Hrsg.), Lehramt und Theologie. Unnötiger Konflikt oder heilsame Spannung? Düsseldorf 1981.

Eine sonst noch nirgendwo zu findende Darstellung der faktischen Entwicklung des Verhältnisses Theologie (bzw. Theologen) – Lehramt seit dem 2. Vatikanischen Konzil findet sich in: Ludwig Kaufmann, Ein ungelöster Kirchenkonflikt: Der Fall Pflütern. Dokumente und zeitgeschichtliche Analysen. Freiburg/Schweiz 1987. Vgl. hier bes. 3–39 (Rom und die Lehrfreiheit der Theologen), 40–59 (Vor und nach «Humanae Vitae»), 471–566 (Professorensseminar: Die Theologie nimmt ihr Amt wahr), 692–704, 899–920, 966–992 (Schweizer Synode fordert von Rom anderen Umgang mit den Theologen), 1184–1193 (L. Boff und C. Curran – die Fragen bleiben offen). P. S.

«Ich allein bin entkommen, euch zu berichten»

Zur autobiographischen «Botschaft eines Überlebenden» von Werner Weinberg¹

«Meine erste Amtshandlung als neu angestellter Lehrer war, mir einen Stempel machen zu lassen: Werner Weinberg, Lehrer. Mein eigener jüdischer Lehrer hatte einen solchen Stempel benutzt und das Wort Lehrer auf ihm vermittelte mir noch immer das Gefühl von Ehrfurcht und Autorität. Mein eigener neuer Stempel bestätigte mir nicht nur meine neue Stellung innerhalb der jüdischen Gemeinde ..., sondern auch meinen sozialen Aufstieg in der allgemeinen Gesellschaft. Lehrer zusammen mit Ärzten, Geistlichen, dem Apotheker und einigen anderen wichtigen Persönlichkeiten hatten immer die geistige Elite dargestellt. Und jetzt war ich der «Herr Lehrer».» (54) So erinnert sich *Werner Weinberg*, siebzigjährig, des Moments, in dem er – damals gerade einundzwanzig Jahre alt – seinen Beruf antrat: 1936. Einige Monate nach den Nürnberger Gesetzen dominiert nach Beendigung des Würzburger Lehrerseminars der Stolz des Einundzwanzigjährigen; er hat noch nicht wahrgenommen, daß plötzlich ein Aufstieg in der jüdischen Gemeinde nichts mehr in der «allgemeinen Gesellschaft» bedeutete.

Wen die scheinbare Naivität dieses jungen Lehrers erschüttert, hat vielleicht noch nicht begriffen, daß das Leiden der jüdischen deutschen Bürger mit dem Machtantritt Hitlers begann, nicht erst 1938, nicht erst 1942, sondern mit der Aberkennung aller Normalität, mit der Unterbrechung aller Lebensentwürfe. Die Psyche stellt sich nicht in der Geschwindigkeit um, in der neue Gesetze neue Umstände schaffen, und so widersteht die Banalität des Alltags. Ehrgeiz und Stolz auf eigene Leistung, gewohnte Rollenverteilung, Schichtung, Bedürfnis nach Orientierung und der Wunsch, das eigene Leben als Aufgabe zu verstehen, Selbstbewußtsein an Wirksamkeit zu binden, ändern sich nicht plötzlich, weil Menschen, die sich als Mitbürger verstanden, zu Untermenschen erklärt wurden. «Wir (hatten) gar keine andere Wahl, als, so gut wir konnten, den Zerfall unserer Welt zu ignorieren.» (57) Noch in der Frage, warum denn die deutschen Juden nicht rechtzeitig emigrierten, ist die Fassungslosigkeit über jene Gesetze übersprungen.

Von der Beharrlichkeit einer «Banalität des Lebens» legt Werner Weinbergs Buch Zeugnis ab und wird darin zu einer wichtigen Ergänzung der vielzitierten Rede von der «Banalität des Bösen» (*Hannah Arendt*). Doch während auf der Täterseite die Banalität Ausdruck verweigerter Reflexion auf die eigene Handlung ist, ist auf seiten der Opfer die unpräzise Erinnerung an solch alltägliche Züge in der Zeit zunehmenden Leidens Leistung höchster Reflexion und vielleicht die einzige Form, in der ein Leben nach dem Untergang zurückzugewinnen ist.

Bekenntnis zum eigenen Überleben

Werner Weinberg hat keine Autobiographie geschrieben, Fragmente tauchen aus der Erinnerung auf, werden ausgelotet. Es gibt keine fraglose, auch keine retrospektiv gedeutete Kontinuität. Der Faden der Zeit ist eine äußerliche Ordnung, denn das Leben heute ist von der Gegenwärtigkeit aller Momente gezeichnet und vom gleichzeitigen Versuch, sich nicht von der Vergangenheit überwältigen zu lassen. So wäre diese Erinnerung zu kurz gedeutet, wollte man ihre materialreiche Zeugenschaft zusammenfassen, und dennoch ist sie zunächst als solche wahrzunehmen, als Bericht eines Überlebenden.

¹ W. Weinberg, *Wunden, die nicht heilen dürfen. Die Botschaft eines Überlebenden*. Aus d. Amerikanischen übers. von W. Weinberg u. a., Verlag Herder, Freiburg/Br. 1988, 192 Seiten, DM 29,80, sFr. 28,90. – Der Buchautor wirkt heute als Sprachwissenschaftler am Hebrew Union College in Cincinnati, USA. Persönliche Erinnerungen von der Familie Weinberg sind im Museum der Gedenkstätte an das KZ Bergen Belsen ausgestellt.

Als Zeugnis z. B. von einer spezifisch kleinstädtischen nicht intellektuellen deutsch-christlichen jüdischen Koexistenz: Im westfälischen Rheda teilen 50 jüdische Familien den kleinbürgerlichen Alltag mit den christlichen Mitbürgern. Nicht die jüdische Konfession, Konfessionen überhaupt trennen. Gerade weil aber religiöse Zugehörigkeit gruppenbildend wirkt, eines jeden Jahr nach religiösen Feiertagen eingeteilt ist, rituelle Prägung des Alltags jedem vertraut ist, gibt es ein Verstehen in aller Differenz: Matzen und Ostereier, Chanukateller und Weihnachtsgebäck sind wechselseitig getauschte Gaben.

Weinberg erinnert an die erzwungene jüdische Renaissance 1935–1938/39, in der die selbstbewußte Rückbesinnung auf die jüdische Identität auch die deutsch-jüdische Symbiose mit festhalten wollte und der dennoch schließlich nur das Ziel blieb, «jüdischen Kindern das eine mitzugeben, das die Dunkelheit erhellen konnte, etwas, was sie leicht in ihrem Auswanderungsgepäck tragen konnten: ihr Judentum» (57f.), als der Bruch vom 9. November die Isolation der Juden in Deutschland endgültig offenbar machte und zugleich erst herstellte. Als dieses Pogrom hingenommen wurde, das ja die Reizschwelle erst erprobt hatte, war jedem Juden bewußt: «Es gab keine Hoffnung mehr.» (81) Flucht gab es nicht vor der SS, denn bis zur Evakuierung aus Bergen-Belsen galt für den Verfolgten: «Überall um uns war Nazideutschland.» (107)

Weinbergs Erinnerungen verdeutlichen an immer neuen Stellen die irrationale Rationalität der NS-Herrschaft. Ein SS-Mann beteuert nach den Morden vom 9. November, sie seien schließlich keine Diebe, und händigt einen beschlagnahmten Koffer gegen Quittung aus. Quittiert werden auch die Beiträge zur Altersversorgung, die mit der Steuer von allen jüdischen Bürgern in unzeitgemäßer Gleichberechtigung auch noch 1938 einbehalten wurden. Stoff für Historiker und Soziologen bietet das Buch allenthalben, doch wichtig ist es gerade in dem Moment, in dem es sich als Quelle versagt, in dem es sich als Bekenntnis ausweist, das um die Differenz zwischen historischer Erkenntnis und Lebenserinnerung schmerzlich weiß und diese in die Erinnerung aufgenommen hat.

Als Bericht eines Überlebenden ist er ein Bericht von diesem Überleben und darin Bericht von einer Gegenwart. «Ich allein bin gekommen, euch zu berichten» – dieser atemlose Satz des überlebenden Boten aus dem Buch Hiob allein könnte ausdrücken, was der Begriff «Überlebende» in Unschärfe verschweigt. «Ich allein»: Jeder Überlebende ist einzig – und einsam. Die Dimension des Untergangs ist nicht begriffen, wenn abstrahierende Generalisierung Gleiches benennt. Keine historische Sicht, keine soziologische Deutung, keine religiöse Auslotung des Theodizeeproblems, kein biographisch verbürgter Protest können seine Wahrheit überliefern. Gerade deshalb ist jedes Zeugnis unersetzlich: In der Brechung und Reflexion des einzelnen Lebens wird deutlich, daß die Erinnerung von Millionen Menschen uns fehlt, um zu begreifen, was geschah. Nur die nicht historisierende, nur die Lebenserinnerung hält wach, was nicht verstanden ist, wenn es nur gewußt ist: den Schmerz, daß seither «ein Riß durch die ganze Schöpfung geht» (Büchner).

Verstehen, was unverstänglich bleiben muß

«Erst in den letzten Monaten des Krieges wurde Bergen-Belsen zu der untersten Hölle ... Bis dahin war der Kommandant *Joseph Kramer*, den wir (!) aus Auschwitz übernommen hatten (!), ganz stolz darauf gewesen, ein klares Schiff zu führen: Drei Küchen sorgten (!) für die pro Insassen vorgesehenen 600 Kalorien ... die tägliche Todesrate entsprach in etwa der Aufnahmefähigkeit des Krematoriums ...» (93). Hier spricht

nicht der die Effizienz betonende Verantwortliche, hier spricht ein Opfer dieses Lagers in verstehender Identifikation aus der Sicht des Kommandanten, und im Zuge solcher Verstehensprozesse schwimmt die Grenze von Aktivität und Passivität: Die Häftlinge hatten den Kommandanten übernommen, und sein Blick bestimmt ihre Wirklichkeit so, daß ihr Blick den seinen integriert. Fassungslosigkeit und Verstehen sind so ununterscheidbar geworden. «Langsam wurde uns klar, daß sich der Zug direkt auf das Krematorium zubewegte. Wir konnten das ganz gut verstehen. Keine besondere Grausamkeit der SS war hier im Spiel. Es war einfach (!) unwirtschaftlich, sie erst ins Häftlingslager aufzunehmen, sie dort sterben zu lassen und dann zum Krematorium zu karren.» (92)

«Mit welchem Gefühl soll man reagieren, wenn die Welt kopf stand?» (115) Weder Einsicht noch Gefühl taugen zu Orientierung, und doch ist gerade diese zum Überleben notwendig: Es galt, sich einzurichten mit einer Welt, die kopf stand, in der alle Werte pervertiert waren. Und doch hatte man keine andere als diese überkommenen, die aufzugeben Selbstaufgabe bedeutet hätte, die man aber genau jener Perversion aussetzte, wollte man an ihnen in der totalen SS-Herrschaft festhalten.

«Einen fürchterlichen Schweinestall habt ihr hier», fluchte der Neuankömmling (aus Auschwitz). «Kadaver und Muselmänner überall! In unserem Lager hätte es das nicht gegeben.» Muselmann war in der Lagersprache die Bezeichnung für einen Menschen, dessen Gewicht unter ein Mindestmaß gesunken war, der nicht mehr fühlen, denken, sprechen oder etwas empfinden konnte. «In Auschwitz gab es keine Muselmänner», brüstete sich der Mann vor mir. «Die waren die ersten, die den Kamin hinaufgelassen wurden.» Erst zu diesem Zeitpunkt hörten wir von den Gaskammern und von Selektionen. «Auschwitz war hygienisch», sagte der Mann voll Stolz. «Da wurde aufgeräumt! Kein Kadaver, keine Muselmänner in Auschwitz!» Ich wußte keine Antwort, aber ich erinnere mich, daß ich von der Funktionstüchtigkeit von Auschwitz stark beeindruckt war und mich vor dem Neuankömmling über den «Schweinestall», diese Schmach von Bergen-Belsen, schämte.» (96)

Weinberg deutet diese Episode nicht. In Chaos, Schmutz und Schwäche imponiert das Starke, der einzige Garant des Lebens, jenseits aller Qualität. Identifikationen laufen offenbar anders als zu vermuten bis zum absurden Wunsch, so zu sein wie sie – die marschierende SS (99). Unbeugsam bleibt aber zugleich das Bedürfnis nach Würde – doch wie ist es zu verstehen, daß dies sich u. U. im Bemühen äußerte, aufgetragene Aufgaben im Lager angemessen zu erfüllen? Weinberg betont, bis in die letzten Monate 1944 hatten alle noch «mit ein bißchen Stolz auf ihre Arbeit» tätig sein können (93) – in Bergen-Belsen.

Versuche ich die zitierten Episoden zu verstehen, kann ich sie mir nicht anders erklären als den verzweifelten Versuch, in einer total bestimmten Opferexistenz ein Element tätigen Lebens festzuhalten, als sei alle Selbstgewißheit genau an dieses Element gebunden.

«Solange der Funke in einem glomm, lebte man mit den Verhältnissen, mit ihnen, nicht in ihnen, man gewöhnte sich nicht, paßte sich nicht an, stellte sich nicht auf sie ein, ergab sich ihnen nicht.» (94)

Ein reiner Protest gegen die Verhältnisse war der gewisse Tod, gleichgültig, ob sich der Protest in der orthodoxen Einhaltung der Speisegebote oder dem heldenhaften Auflehnen gegen die Lagerwirklichkeit äußerte. Ein Leben «mit» den Verhältnissen war eine Gratwanderung. Es galt, die Bedingungen in Rechnung zu stellen – das hieß zu verstehen, was unverständlich bleiben muß –, um so die eigene Identität, Existenz und Würde festzuhalten, sei es, daß man einen ermordeten, verhungerten oder an Typhus zugrunde gegangenen Mithäftling ein paar Schritte begleitete und so der unwürdigen Todesart zum Trotz seiner Individualität gedachte, sei es, daß man schon während der Lagerexistenz feststellte, daß Entrüstung, Sehnsucht, Humor und Scham geblieben sind – nur: Wer war man, als man versuchte, «mit den Verhältnissen» zu leben? Die Preisgabe von vielem, was ehemals zur eigenen Existenz

gehörte, war mit dem Versuch, das Leben zu retten, verbunden, und was war nun gerettet? «Es ist, als ob ich ein Schuldgefangnis für meine Seele errichtet hätte, und daß das Urteil auf lebenslänglich lautet.» (170)

Schockierender Neubeginn

Im April 1945 wird Werner Weinberg mit 2000 anderen Gefangenen unterschiedlicher Nationen aus Bergen-Belsen evakuiert. Durch das besiegte Deutschland fährt im Schrittempo dieser Zug: Die NS-Regierung plant noch, der Zug ist mit SS-Mannschaften, Personal und Heizmaterial versehen, er fährt gen Osten, während die Deutschen zu Fuß gen Westen fliehen und andere Deutsche sich nicht schämen, jenen verhungerten Häftlingen Lebensmittel nur im Tausch anzubieten.

Der Zug ist die ganze Welt jener Häftlinge, die die Evakuierung befürchtet hatten. Jede zusätzliche Preisgabe von Vertrautem – und sei es der bekannte Terror – (152) verschärft die totale Untergangsdrohung. Während der Fahrt dieses Zugs durch das zerstörte Deutschland wandeln sich die Verhältnisse, «mit» denen die Häftlinge zu leben lernen müssen: sie schaffen im Waggon eine eigene Ordnung. Der Judenrat des Lagers blieb auch im Zug verantwortlich, Regelvereinbarungen orientieren: Wasser- und Latrineeimer stehen in entgegengesetzten Ecken.

Im Laufe des deutschen Zusammenbruchs übernimmt der Judenrat die Versorgung des Zuges, erst in Absprache mit der SS, dann ohne sie. Nach der Befreiung durch Soldaten des Marschalls *Schukow* wird er schließlich auch Regierung: In einem verlassenem Dorf, Tröbnitz, bei Torgau entsteht eine Überlebensgesellschaft, von der meines Wissens an keinem anderen Ort berichtet ist.

Funktionen sind bald verteilt, Rationierungssystem, Gesundheitsabteilung, Beziehung zu den Russen, Beilegung von Rechtsstreitigkeiten (121) u. a. Und auch die Hilfsbereitschaft stellt sich ein: Typhuskranken werden unter eigener Lebensgefahr von ehemaligen Häftlingen gepflegt. Diese multinationale Gesellschaft scheint völlig isoliert, nur äußerlich kontrolliert, sie organisiert sich selbst und ist innerhalb kürzester Zeit eine differenziert stratifizierte Gesellschaft. Die Fahrradbesitzer, die einen weiteren Radius für ihre Hamsterfahrten besitzen, steigen bald zur Mittelklasse auf, der Judenrat reklamiert, ohne auf Protest zu stoßen, die besten Häuser für sich, eine Unternehmensklasse entsteht durch einen überraschenden Lebensmittelfund.

Hier funktioniert unreflektiert weiter, was im Leben mit den Verhältnissen nie verlernt wurde: Überlebenswille, Funktions- und Rollendifferenzierung. Die Geschwindigkeit, mit der die soziologisch so vertrauten Verhaltensmuster Platz greifen, Erfolg haben und funktionieren garantieren, schockiert. Nichts hat sich geändert, obwohl nichts mehr gültig, nichts mehr verständlich sein dürfte – und mit dieser rein äußeren Beschreibung ist vermutlich gar nicht verstanden, was in Tröbnitz geschah. «Ich allein bin entkommen, euch zu berichten» – den Tag, an dem der Judenrat Weinberg beauftragte, «die Verantwortung für das Beerdigungswesen» zu übernehmen, betrachtet Weinberg noch heute als «einen der wichtigsten Tage» in seinem Leben (127).

Erst jetzt bedeuten Erfolg und Lebensgestaltung nicht mehr nur physische Stärke, Findigkeit und Glück, erst hier beginnt die Befreiung aus einem Leben, das gänzlich von der Herrschaft jener bestimmt war, die die physische Vernichtung der Gefangenen sich zum Ziel gesetzt hatten.

Ein solcher Beginn setzt nicht in einem Lebensentwurf an, sondern in der Sorge um Tote, im Blick auf die gegenwärtige Zerstörung und im Bewußtsein um die bleibende Würde der Zerstörten. «Die ersten Särge machten einen tiefen Eindruck auf unsere Leute ... Erst Einzelgräber und nun auch noch Särge. Viele mögen zum ersten Mal gefühlt haben, was Frei-

heit heißt» (129), weil die Individualität der Opfer wieder gewahrt war.

Der Weg in ein Leben, in dem nicht mehr die Stärke allein zählt, führt für Weinberg über die Sorge für Tote. Er sorgt für Särge, dann für die Dokumentation der Namen, weil «überlebende Familienmitglieder später sicher ein Grab besuchen wollen» – Geschichte wird wieder vorstellbar. Auch die Toten, die in Massengräbern liegen, versucht er zu identifizieren, und inmitten dieses Versuches siegen dann zum ersten Mal auch banale Gefühle: Statt Gräber fotografiert er schließlich seine Frau, «die schon Gewicht und ihr früheres Aussehen hatte, das teure Fahrrad haltend, in selbstgenähter Musselbluse und rot-weißem Rock, letzterer aus einem Bettbezug genäht (130).

Bleibende Fassungslosigkeit

Doch dieser Moment trägt, es gibt keinen plötzlichen Durchbruch eines neuen Lebens, kein bruchloses Anknüpfen an einen früheren oder ursprünglichen Lebenswillen. Weinberg unterscheidet sieben Phasen seines Überlebensversuches: Als er die Notwendigkeit, Zeugnis zu geben, als Aufgabe seines Lebens erkannte, konnte er es wieder annehmen. «Selbstbefreiung» nennt er diese Phase, doch erwies es sich als «Selbsttäuschung» zu glauben, nun gelte es – wie für alle Kriegsoffer –, die neue Existenz aufzubauen, die Vergangenheit holt ihn ein, Zukunftsorientierung befreit nicht von der Bestimmung durch den Holocaust. Wieder folgt eine Phase, die Vergangenheit erzählend zu vergegenwärtigen, und wieder wird diese unterbrochen von der Zeit «des verweigeren Traumas». Psychosomatische Störungen sind in analytischer Behandlung nicht therapierbar: Keine frühkindlichen Fehlentwicklungen bedingen mangelnden Realitätssinn, sondern bleibende Fassungslosigkeit angesichts der einsam gewußten und erinnerten Realität äußert sich. Nicht Krankheit, eine Wahrheit, die ihn von denen trennt, deren Leben von dieser Wahrheit nur weiß, sie nicht erfuhr, läßt ihn leiden, zeichnet ihn, und dies gilt es im eigenen Leben zu übernehmen, ohne daß es je bejaht werden könnte. Es gibt keine Versöhnung, die wäre nur durch ein Erlebnis (nicht durch eine Einsicht) zu gewinnen, «so einschneidend und so umfassend wie der Holocaust» (170).

Nur in höchster Reflexionsanstrengung kann der Versuch gelingen, «die innere Unruhe zu unterdrücken und Haltung zu bewahren», nur der «Schein der Normalität» ist so zu gewinnen, und allein der Überlebende weiß, daß dieser erkauft ist «mit einem endlosen und unbarmherzigen Kampf unter der Oberfläche ... Wer weiß, wieviele Überlebende, die uns so normal und integriert erscheinen, nicht immer noch Steine schleppen unter den Peitschenhieben und Kolbenstößen der SS (185)».

Das Opfersyndrom zwingt die Überlebenden zur Dauerreflexion, so werden die Opfer zu «Sachverständigen» – kein Tätersyndrom ist mir bekannt, das die Täter in entsprechende Selbstreflexion nötigte.

Die Einsamkeit in der gegenwartsbestimmenden Erinnerung vergrößert sich in dem Maße, in dem die Umwelt das interessierte Gedenken institutionalisiert; während der, «der entkommen ist ... zu berichten», noch leidet, hat sich die abstrahierende Wissenschaft längst seines Schicksals angenommen; was ihm noch «zermalmende Bürde» (188) ist, wird Gegenstand einer akademischen Disziplin, aus verschiedenen exemplarischen Berichten erkannt und benannt, hat sie keinen zusätzlichen Informationswert für die «Holocaust-Studien». Die Zeugenschaft des Überlebenden versucht nun, einer historischen Relativierung entgegenzuwirken.

Die siebte Phase des Überlebens ist die «Zeit nach der Periode des Überlebenden». Dies war ihm schon in Bergen-Belsen visionsartig aufgegangen: «In dreißig Jahren werden die Men-

schen sagen: Das ist lang her ... Du mußt Dich mit den Tatsachen abfinden ...» (92). – Auch wenn diese Einsicht ihm heute noch als einer der «schlimmsten Schläge» erscheint, die er in Bergen-Belsen erhielt, versagt er sich doch jeder Leugnung der Zeit. Der Holocaust war – auch? – ein historisches Ereignis und unterliegt so nicht nur der Erinnerung derer, die ihn erlebten, sondern auch der abstrahierenden Form historischer Erinnerung – und in diesem Moment ist der qualitative Unterschied zu allen anderen Ereignissen nicht mehr gewahrt. Der Holocaust wird als historisches Ereignis erinnert werden, so unverwechselbar wie alle historischen Ereignisse und gerade darin nicht mehr einzigartig.

Im Leben dessen, der ihn als Opfer erlebte, ist er die Katastrophe, die das ganze Leben zerrissen hält in eine «Existenz vor dem Holocaust, während des Holocaust und nach dem Holocaust» (148). Jede andere Einteilung, wie etwa Kindheit, Jugend, Erwachsensein, hat – am Holocaust gemessen – keine Bedeutung.

Der scheinbar vergleichbare biographische Moment bleibt so ein für allemal different, der Schmerz des Überlebenden ist nie mehr auszuklammern aus dem scheinbar seinen Gang nehmenden Leben und ist eben doch nicht mitteilbar. Diese Isolation wird nicht mehr aufgehoben.

Und dem, der dies versteht, ist es auch möglich zu sagen: «Jetzt geht es längst um Analyse, Abstraktion und Schlußfolgerung. Für diese Gemeinschaft von Gelehrten ist ein noch lebender Augenzeuge überzählig geworden.» (19)

Unterschiedliche Konsequenzen und Optionen

Die deutsche Sprache hat die Aussage schon ermöglicht, bevor der Holocaust ihr eine neue Bedeutung zumaß: «Er ist daran zerbrochen», sagt man, wenn Ereignisse Leid anhäufen, die eine Person nicht zu fassen vermochte, nicht mehr in eine Lebenskontinuität integrieren konnte. Jeder Zeuge, der «für die Wissenschaft überzählig» geworden sein mag, berichtet aber doch einzig von seinem Weg nach solchem Zerbrechen, und darin ist jedes Zeugnis dem Nachgeborenen unverzichtbar. In der Unterscheidung von anderen Zeugnissen gewinnt Weinbergs Bericht noch deutlicheres Profil.

► *Elie Wiesel* bezeugt nach einer Periode langen Schweigens die bleibende Gültigkeit der chassidischen Intention bis heute: Im fortgesetzten Kampf gegen jede Gleichgültigkeit setzt Wiesel eine Brücke zur jüdischen Tradition, doch bezieht er die Kraft nicht aus dem fraglosen Gottvertrauen seiner Ahnen, sondern aus dem in bodenloser Verzweiflung aufgenommenen Protest gegen eine Wirklichkeit, die den Holocaust ermöglicht hat.

► Auch *Jean Améry* entscheidet sich für den Protest, aber anders als Wiesel für das Ressentiment als Form des Protestes: «Es nagelt jeden von uns fest ans Kreuz seiner zerstörten Vergangenheit. Absurd fordert es, das Irreversible solle umgekehrt, das Ereignis unereignet gemacht werden (S. 84). Wer der Folter erlag, kann nicht mehr heimisch werden in der Welt. Die Schmach der Vernichtung läßt sich nicht austilgen. Das ... in der Tortur eingestürzte Weltvertrauen wird nicht wiedergewonnen.»² (S. 54). Darüber blickt keiner hinaus.

Und doch geht es Améry «um die, die nach uns kommen. Denen können wir nicht unsere Erfahrung vermitteln, jedoch wir können, dank eben dieser Erfahrung, vorausgesetzt, daß wir sie rational verarbeitet haben, ihnen ein paar Ratschläge erteilen. Dazu sind wir imstande, wenn wir unseren Zorn bändigen (was nicht heißt, ihn ersticken). Er darf, er wird flammen, er soll es aber nur in unserer persönlichen Erlebnis- und Erinnerungswelt. In dem Moment, in dem wir hinaustreten vor die jüngere Generation, muß er verwandelt sein in radikale Vernunft!»³

Es geht also für Wiesel wie für Améry um eine Option: Es geht nicht ums Überleben, es geht um das rechte Leben, um Freiheit von Haß um der Freiheit des eigenen Lebens willen, um Zuwendung zu denen, die heute leben – in Liebe, so Elie Wiesel, in der Option der Rationalität – so Jean Améry.

² Jean Améry, *Jenseits von Schuld und Sühne*, München 1970.

³ Jean Améry, *Ein Wort an die deutsche Jugend*, veröffentlicht auf einer Tagung der Reinhold Schneider Stiftung.

Beide setzen also auf Prinzipien, die vom Nationalsozialismus zugleich zutiefst pervertiert und negiert wurden (im Ideal der Volksgemeinschaft und in der zweckrationalen Mordeffektivität) und die doch die einzigen Gegenprinzipien bleiben: Trotz des Versuches ihrer totalen Negation bleiben als Prinzipien gültig: Liebe und Rationalität. Ihre Gültigkeit verdanken wir jenen Opfern, die an ihnen festhalten und auf sie setzen, denn rationale Begründung allein könnte heute kein Geltungsgrund mehr sein.

Weinbergs Konsequenz und Option sind schwerer begrifflich zu fassen, sie sind nicht existenzialistisch oder religiös geortet, nicht in eine Grundorientierung gesammelt – sei es in der der totalen Verweigerung, des absurden Engagements oder des religiös begründeten Mitleidens. Jeder Schritt war als einzeln zu gewinnen in quälender Selbstreflexion und ohne Gesamtorientierung.

Er selbst quält sich: Ist es Eitelkeit, Oberflächlichkeit oder Verantwortungsgefühl, wenn er der Einladung in seine Heimatstadt folgt? Welche Form kann der Besuch finden, damit er nicht Verrat an den Toten ist?

Verzicht auf diesen Besuch wäre auch Verrat am Leben, denn es gibt doch eine Genugtuung, vom Heimatort wichtig genommen zu werden. Alle Selbstprüfung ergibt vor allem eines: «ein ganz gewöhnlicher Fall von Heimweh» (45) steht hinter der Bereitschaft, die Heimatstadt zu besuchen, und wer kann die Anstrengung ermessen, dieses «gewöhnliche» Gefühl als ein eigenes anzunehmen? Leicht erscheint dagegen das apodiktische «Nie wieder», das jeder verstehen kann als moralisch gerechtfertigte Konsequenz, es ist eindeutig, doch es läßt sich nicht durchhalten. Unverständliche Gefühle – Sentimentalität – erweisen sich als dauerhafter, als es die Einsicht in das Ausmaß der Katastrophe zulassen will. Das Heimweh gilt dem Leben in Deutschland vor dem Naziregime, das doch dessen Bedingungen schon in sich barg, und es wäre Selbstbetrug, diese Verwurzelung nicht akzeptieren zu wollen. Werner Weinberg ist auch noch immer der «jüdische Lehrer» von 1936. Der Verlust dieser Heimat ist nur um so schmerzlicher in der Konfrontation mit dem tatsächlichen Rheda heute.

Es gibt keine großen integrierenden Gesten, die Einzelentscheidungen leichter machen. Es kann nur noch darum gehen, das eigene Leben möglich sein zu lassen. Der Entschluß zur Auswanderung nach Israel wäre eine heroische Geste, eine klare Konsequenz, ein Wiederanknüpfen an den Stolz des jüdischen Lehrers. Doch der Gezeichnete weiß, daß er weder die physische noch die psychische Belastung ertrüge, und muß sich annehmen, wenn er sich zur Emigration in die USA entscheidet und die zionistische Organisation ihn daraufhin fristlos entläßt. «Nicht unsere zionistischen Ideale waren schwach geworden, sondern wir.» (169)

Jenseits umfassender Deutungsversuche

Die Verhältnisse waren stärker als er – als je ein Mensch sein könnte; er kann die zerstörende Wirkung jener Zeit nicht umkehren, und er nimmt die vielleicht größte Anstrengung des Überlebenden auf sich: Er spricht seinen Idealen der Zeit vor dem Holocaust nicht ihre Geltung ab. Pflichtbewußtsein, Treue, Glaube sind ihm Werte, und er muß damit leben, daß er nicht immer an ihnen festhalten konnte. Entrüstung, Einfühlungsvermögen, Sehnsucht, Humor und Scham blieben in Bergen-Belsen Ausweis von Humanität und sind es – deshalb – auch heute. Er muß auch heute «mit» den Verhältnissen leben, ohne in radikalem und darin eindeutigem Protest die eigene Existenz moralisch zu verstehen. Kraftlosigkeit und Erinnerung hindern daran. Er weiß nur, daß solche Gesten nicht durchzuhalten sind. Es kommt ihm «banal und unwürdig» vor (166), wenn er die prinzipielle Argumentation des Rabbiners in der Frage der Theodizee intellektuell wohl nachvollziehen kann, «im Prinzip» auch zustimmen wollte und doch darauf beharren muß, daß es einen Unterschied macht «wenn man selbst in dieses historische Ereignis verwickelt ist» (166).

Fast demütigend ist es für den Intellektuellen, diesen emotionalen Selbstwiderspruch zu erfahren – aller Einsicht zum Trotz setzen sich sentimentale Gefühle durch. «Dieses Gefühl konnte nur irrational sein. Und so bekämpfte ich es recht erfolgreich.» (45) Auch darin erweisen sich die Ereignisse des Holocaust als unfäblich, die eben niemals integriert werden können – in zunehmendem zeitlichem Abstand setzen sich auch banale Gefühle durch. Dies nicht zu verschweigen, halte ich für eines der großen Verdienste dieses Lebensberichtes.

Denn damit ist nicht das letzte Wort gesagt. Es gilt ja, sich zu diesem Selbstwiderspruch zu verhalten.

Es bleibt der Weg der aufrichtigen Selbstreflexion, die nicht mehr zum Ziel haben kann, einheits- und identitätsstiftend zu sein, nicht mehr moralische Positionen anzielt, wohl aber die größere Lüge und Unaufrichtigkeit, die Eitelkeit vermeiden will und sich so den «ideologischen Mißbrauch der eigenen Identität» (Adorno) versagt. Es ist nicht Ausweis mangelnder Reflexion, daß sie nicht mehr nach dem Einheits- und Geltungsgrund solcher Werte fragt, sondern tiefere Einsicht in deren Irrelevanz.

Es gilt sehr schlicht, sich Rechenschaft abzulegen für die Gründe seines Handelns und dabei hinzunehmen, daß nicht nur moralische Verpflichtung zum Zeugnisgeben nötig, sondern auch die Suche nach «Trost für unsere zerrüttete Identität», der in einem Moment auch darin lag, im Scheinwerferlicht zu stehen. «Es wärmte uns.» (14) In diesen Reflexionspassagen wird Weinbergs Bericht eines Überlebenden Zeugnis für ein Leben jenseits aller umfassenden Deutungsversuche, das mit Fragmenten zu leben gelernt hat und auf das setzt, was sich durchsetzt. Daß dies nicht nur Machtwille und Stärke ist, sondern auch Emotionalität, Wille zu Orientierung und Verantwortung, Fähigkeit zu schonungsloser Selbstreflexion und lebensbedrohlicher Solidarität, ist dann tatsächlich Grund zu Hoffnung auf eine Zukunft, in der am Ende nichts und niemand triumphiert.

Allerdings muß der, der solche Hoffnung beziehen will, einen Bruch auch in seinem Leben übernehmen, er muß wissen, daß er sie von denen bezieht, die solche Hoffnung begründen aus eigener tiefster Isolation und Einsamkeit. Ihre Position nämlich ist nie kommunikel; in dem Schmerz, aus dem heraus alle Haltung errungen ist, bleiben sie allein, und doch ist es nur er, der ihrer Antwort die Autorität verleiht. Es ist Größe der Opfer, die Nachwelt nicht an dieses Kreuz nageln zu wollen. Eine dankbare Geste reicht dafür nicht.

Für prophetischen Freimut in der Kirche!

«Zwischen der neuen Instruktion der Glaubenskongregation und der Konzileröffnungsrede Johannes' XXIII. könnte die Kluft nicht größer sein...»

Herbert Vorgrimler (Interview KNA)

Ludwig Kaufmann und Nikolaus Klein

Johannes XXIII. Prophetie im Vermächtnis

Mit L. Kaufmann der authentischen Spiritualität Johannes' XXIII. auf die Spur kommen; von N. Klein die vorzügliche deutsche Übersetzung der Eröffnungsrede zum Konzil studieren. (159 S., DM 25,80, sFr. 23.80)

Jetzt ebenfalls aktuell (siehe Lesetip in dieser Nummer):

Ludwig Kaufmann
Ein ungelöster Kirchenkonflikt
Der Fall Pfürtner – Dokumente und
zeitgeschichtliche Analysen.
1219 S., DM 59.–/sFr. 49.–.

Edition Exodus Fribourg/Brig

Weinberg verlangt nicht von anderen zu leisten, was sein ganzes Leben erschöpft. Diese Erschöpfung mag es sein, die ihm jene Empathie verleiht für die, die im Zug der Zeit durch Abstraktion Abstand gewinnen wollen, und seine bleibende Fremdheit faßt er in einem Gebet am Ende des Buches zusammen, in dem es u. a. heißt:

«Ich danke Dir, o Gott, daß die zermalmende Bürde, Zeuge Deines Zornes gewesen zu sein, mit mir und meiner Generation wegschmilzt ... für das Wunder, daß Menschen den Triumph der Unmenschlichkeit in eine Disziplin der freien Wissenschaft umwandeln können und ihre Schrecken in feierliche Gedankenteile. – Dir dafür zu danken, ist meine Pflicht. Obgleich ich nicht umhin kann, diese Transformation zu betrauern.» (188)

«Das Harte wird fallen – überdauern wird das Weiche»

China, ein Jahr danach: Zur Kultur- und Religionspolitik

«In keinem Land der Welt wird dem geschriebenen Wort so viel Bedeutung beigemessen wie in China. Auch wenn sie zu den größten Anhängern des Absolutismus zählten, haben die Könige und Päpste des Abendlandes niemals jemandes Nachkommenschaft ausgerottet, weil er ein Wort falsch geschrieben hatte. Ebenso kam es in der Sowjetunion unter Stalin nur äußerst selten vor, daß Tagebücher eines Bürgers überprüft wurden und er wegen des Inhalts verurteilt wurde. In China passierte dies jedoch durchaus.»¹ Ähnlich wie schon bei früheren Kampagnen und besonders während der Kulturrevolution begann auch nach dem 4. Juni 1989 wieder eine große Säuberungsaktion unter Journalisten und Literaten. Allerdings reagierte die Bevölkerung auf die neuen, von der Partei eingesetzten Propagandisten und Meinungsführer vielfach mit einem massiven Boykott der Publikationen. So soll 1989 die Zahl der Abonnenten fast aller chinesischen Zeitungen schlagartig zurückgegangen sein, manche verloren die Hälfte ihrer Leser.

Im nachhinein werden kritische Filmprojekte der vergangenen Jahre als subversive Machwerke deklariert.² «Kunst um der Kunst willen» und nicht als Dienstleistung für den Sozialismus wird als dekadent angeprangert. Alte Anweisungen Mao Tse-tungs für Kunst und Literatur wurden wieder ausgegraben und zusammen mit einer Sammlung von Reden und Schriften Deng Xiaopings zum gleichen Thema zur neuen Pflichtlektüre und zum Maßstab deklariert.³ Ministerpräsident Li Peng erklärte im März 1990 in seiner Grundsatzrede vor dem Nationalen Volkskongreß, die Auffassungen der westlichen Bourgeoisie in Philosophie, Politik, Zeitungswesen, Kunst und Literatur, die in den letzten Jahren in China weite Verbreitung gefunden hätten, müßten energisch kritisiert werden. Die Kulturschaffenden sollten ins Volk gehen und bessere geistige Nahrung schaffen. Nihilismus gegenüber der Nation und der Geschichte müßten abgelehnt werden. Eine sozialistische Moral und Kultur seien zu pflegen.⁴

Gegen Kant, Nietzsche, Sartre, Bergson und Freud

Überall im Land wurden Bücher beschlagnahmt. Der chinesische Rundfunk meldete im August 1989, 65 000 Beamte hätten in 26 Provinzen rund 40 000 Buchhandlungen untersucht und «ungesunde» Literatur von den Verkaufstischen verbannt, insgesamt drei Millionen Bücher. In Peking waren es allein 180 000 Exemplare, die größtenteils in staatseigenen Verlagen gedruckt worden waren. Daneben aber galt die Säuberung den

Jene Haltung also, die den Alltag nicht leugnet, sondern in Rechnung stellt, die ohne programmatische Perspektive Zeugnis abgibt, erweist sich darin genau jener Rationalität und genau jenem Mitgefühl verpflichtet, von dem auch Elie Wiesel und Jean Améry sprachen.

Er weiß als reflexionsgeübter Wissenschaftler, daß in der Abstraktion eine Form liegt, frei zu werden von bedrohlicher Erinnerung, als Gezeichneter mißgönnt er niemandem, diesen Ausweg zu wählen, er weiß als Intellektueller, daß dieser Prozeß unaufhaltsam ist, und gerade deshalb betrauert er ihn, denn das, was nicht erklärbar ist, wird so beiseite gelassen – es war das, was ein Menschenleben zerbrechen mußte.

Elisabeth Hank, Bonn

vielen Straßenbuchläden, die auch «illegale» und ausländische Druckerzeugnisse verkauft haben sollen. Zu den «schlechten kulturellen Erzeugnissen» zählen sowohl Schriften westlicher Autoren als auch Bücher vieler seit dem 4. Juni 1989 gesuchter und verhafteter Intellektueller und Dissidenten. Die Peking «Volkszeitung» beklagte im Juli 1989, für die chinesischen Intellektuellen seien in den letzten Jahren die Schriften von Kant und Nietzsche, Sartre und Bergson sowie von Sigmund Freud zu «Evangelien» geworden. Es sei ein unverzeihlicher Fehler gewesen, daß die Zeitungen «alle möglichen Dinge aus bourgeoisen und idealistischen Konzepten abgedruckt» hätten.⁵

190 Zeitungen und Zeitschriften haben innerhalb des letzten Jahres ihr Erscheinen einstellen müssen. Manche progressive Blätter wie die Zeitschrift «Literaturkritik», früher «liberales Flaggschiff der Literaturwissenschaft»⁶, wurde im Rahmen der schleichenden Säuberung «umgestaltet». Journalisten, Schriftsteller, Künstler – kritische Stimmen insgesamt – wurden aus Ämtern entfernt und kaltgestellt, Stück für Stück ging der kulturelle Sektor wieder in die Hände orthodoxer Ideologen über.⁷ Chinas Kulturminister Wang Meng, der in seiner dreijährigen Amtszeit einen vorsichtig liberalen Kurs der Öffnung und des Experiments in Literatur und Kunst steuerte, ist im September 1989 – wie es so wenig überzeugend hieß – auf eigenen Wunsch zurückgetreten. Er wurde von Je Jingzhi ersetzt, der offen für die Unterordnung künstlerischen Schaffens unter die Parteilinie eintritt. Die Gängelung von Kunst und Literatur und Wissenschaft ist wieder die Regel – nach rund zehn Jahren relativer Freiheit. Heute gilt wieder wie früher schon öfter die Devise, die der Generalsekretär der KP Chinas, Jiang Zemin, Anfang Mai dieses Jahres vor 3000 Jugendlichen wortreich erläuterte. Er erklärte u. a., «die chinesische Intelligenz habe die wichtige Aufgabe, das moralische, wissenschaftliche und kulturelle Niveau der Nation zu heben und eine neue Generation von politisch bewußten, moralisch gesunden, gebildeten und disziplinbewußten Menschen großzuziehen. Ebenso seien die Intellektuellen bei der schwierigen Aufgabe vonnöten, Theoriestudium für Chinas Demokratisierung zu leisten und sein demokratisches System zu verbessern.»⁸

Dieser letzte Satz hat allerdings nichts mit Demokratie im Sinne der niedergeschlagenen Demokratiebewegung zu tun. Der gleiche KP-Sekretär hat schließlich kurz vorher erst geäußert: «Solange hinter China die mächtige Volksbefreiungsarmee steht, sind Versuche zum

¹ vgl. den ersten Beitrag «China, ein Jahr danach» in Nr. 12, S. 137–140.

² Liu Binyan, China! Mein China!, Wien-Darmstadt 1989, S. 294

³ Vgl. Artikel «Heshang – umstrittene Fernsehfilmserie», in: Beijing Rundschau, 24.1.1989, S. 18 ff.

⁴ Beijing Rundschau, 29.5.1990, S. 30

⁵ Vgl. Tätigkeitsbericht der Regierung, Zit. nach Beijing Rundschau, 17.4.1990, Dokumentation

⁶ Renmin Ribao, 25.7.1989

⁷ Vgl. Helmut Martin, Vorboten der Konfrontation 1989, in: die horen (Sondernummer 2 über chinesische Literatur), 4. Quartal 1989, S. 9

⁸ Vgl. Le Monde, 15.6.1990

⁹ Die Rolle der Intellektuellen, in: Beijing Rundschau, 15.5.1990

Umsturz seitens feindlicher Kräfte zum Scheitern verurteilt, und es gibt absolut keinen Weg, das sozialistische System aus der Welt zu schaffen.»⁹ Chinas kritische Denker haben derzeit keinerlei Chance in ihrem Lande. Es bleibt ihre warnende Stimme vom Frühjahr vorigen Jahres, als der Schriftsteller Wang Ruowang aus Shanghai z. B. einen Offenen Brief an Deng Xiaoping richtete, in dem es u. a. hieß: «Deng Xiaoping, Du darfst nicht die Jugend, die für Demokratie, und nicht die Massen, die für mehr Freiheit eingetreten sind, als Sintflut und wilde Tiere betrachten. Schon Mao hat gesagt, wer Massenbewegungen unterdrückt, der nimmt ein schlimmes Ende . . . Du wußtest, daß unser erstarrtes politisches System die Wiege für immer ungeniertere Korruption und Kaderüberheblichkeit war, und hast doch den Medien keinen Raum gelassen, ihre gesellschaftskritische Rolle einzunehmen . . . Dein Gerede von Ruhe und Ordnung hast Du zur Unterdrückung jeglicher wohlwollender Kritik mißbraucht.»¹⁰

Das Verhältnis zum eigenen Erbe klären

Daß der 85jährige Deng Xiaoping mittlerweile alle Ämter niedergelegt hat, führte bisher noch zu keiner Änderung des restriktiven Kurses. Die Freilassung einer Reihe von Dissidenten und nach dem 4. Juni Verhafteten reicht noch nicht aus für einen grundlegenden Kurswechsel. Die Ausbürgerung des «chinesischen Sacharow»¹¹, Fang Lizhi, z. B. sollte wohl in erster Linie die Amerikaner beruhigen (in deren Botschaft in Peking Fang Lizhi zusammen mit seiner Frau Zuflucht gesucht hatte). Abschiebung, Ausbürgerung, Freilassung sind sicherlich zu begrüßen, können aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß für die Umsetzung der ursprünglichen Ideale und Ideen dieser Menschen derzeit keinerlei Freiraum eingeräumt wird. Andererseits sind die studentischen Appelle wie «Für eine neue politische Kultur»¹² und die ergreifenden Augenzeugenberichte wie der der 22jährigen Chai Ling¹³ nicht vergessen, weder in China noch im Ausland.

Im ersten von vier Gedichten von *Bei Dao* zum Thema «Ausgelöscht die Lichter Chinas» wird, die bittere Erfahrung des vorigen Jahres als «Grabgesang. Für die Opfer des 4. Juni» vermittelt¹⁴:

Es waren nicht die Lebenden, sondern die Toten
Die unter apokalyptisch rotem Himmel
Gemeinsam aufbrachen
Leid führte da das Leid an
Am Ende von Haß war Haß
Die Quellwasser versiegten, und die großen Feuer dauern an
Fern ist der Weg nach China.

Es waren nicht die Herren, sondern die Kinder
Die beim Aufeinanderprall
Von Stahlhelmen die Hände flehend erhoben
Eine Mutter wollte Licht gebären
Und Dunkelheit die Mutter
Steine gerieten ins Rollen, Uhren kehrten sich um
Es war längst die Zeit der Sonnenfinsternis

Es waren nicht die Körper, sondern die Seelen
Denen ein gemeinsamer Geburtstag bestimmt wurde
Denn ihr habt dasselbe Alter
Die Sorge hat den Toten
Einen unauflöselichen Bund beschert
Auf der langen Liste des Todes
Wo ihr eng umschlungen seid.

China steht wieder am Scheideweg. Chinas Krise ist umfassend, wie es ein chinesischer Intellektueller kürzlich ausdrückte: «Wenn dieses Land vor einer Wende steht und wenn die chinesischen Intellektuellen diese Wende durchdenken und entwerfen müssen, dann müssen sie nicht nur ihr Verhältnis

zur gegenwärtigen Politik, sondern auch zur chinesischen Tradition und zur westlichen Kultur klären. China wird wurzellos sein, wenn seine Intellektuellen wurzellos sind; und seine Intellektuellen werden wurzellos sein, wenn sie zusammen mit ihrem Verhältnis zur Politik nicht auch ihr Verhältnis zur chinesischen Tradition und zur westlichen Kultur klären.»¹⁵

Am jeweiligen Stand der Auseinandersetzung mit Konfuzius läßt sich am besten ablesen, wie die Chinesen ihr kulturelles Erbe einschätzen. Hatte es während der Kulturrevolution z. B. geheißt, Konfuzius sei ein «hartnäckig die Gesellschaftsordnung der Sklaverei verfechtender Denker»¹⁶, so hieß es Anfang 1989: «Von Konfuzius bis Sun Yat-sen müssen wir unser kulturelles Erbe zusammenfassen und das Wertvolle davon weiterführen»,¹⁷ Ende 1989 dann war man schon wieder zurückhaltender. Nach Ansicht von Professor Zhang Kaishi von der Nordwest-Universität können «die modifizierten konfuzianischen Tugenden eine positive Wirkung auf die sozialistische Modernisierung Chinas ausüben».¹⁸

China am Scheideweg, China in der Krise. Deutliche Anzeichen dafür sind sehr unterschiedliche Meldungen: Jährlich begehen rund 140 000 Menschen Selbstmord, der Heroinkonsum breitet sich rapide aus, das Drogenproblem wächst den Behörden über den Kopf, und schließlich: Das Christentum breitet sich «wie ein Fieber» (so die Agentur «Neues China» am 3. Juli 1989) besonders in den Landgemeinden Chinas aus. Immer mehr junge Menschen verbringen ihre Sonntage lieber in den Kirchen statt im Kino oder bei anderen Freizeitbeschäftigungen. Enttäuschung, Ziellosigkeit, Verzweiflung auf der einen Seite. Ausweg, Hoffnung und Ideal auf der anderen Seite. In einem chinesischen Bestseller wird die verbreitete Grundeinstellung der Resignation sehr deutlich ausgesprochen: «Ich rief in den Raum: «Mengzi behauptet, daß der Mensch leiden, hungern und arbeiten muß, dem eine große Aufgabe zuteil wird. Ich habe gelitten, gehungert und mich bis auf die Knochen abgearbeitet. Wann werde ich das Ende dieses Chaos' sehen? Wenn das alles keinen Sinn hat, dann ist es besser für mich, meinem Leben ein Ende zu setzen! Eines ist so gut wie das andere.»»¹⁹

Steckt der Reformbazillus in den Religionen?

Daß die Religionsgemeinschaften in dieser Stimmungslage vielen Menschen eine Alternative und neuen Sinn anbieten, hat selbst die politische Führung des Landes inzwischen zur Kenntnis nehmen müssen. Solange dies alles im Rahmen der überschaubaren religiösen Aktivitäten der zugelassenen Religionsgemeinschaften und Kirchen geschieht, scheinen Partei und Regierung zufrieden zu sein. Von Religion als Opium des Volkes spricht kaum noch jemand, vielleicht deshalb, weil die Folgen des richtigen Opiums den politisch Verantwortlichen inzwischen viel fataler erscheinen. Noch machen sie allerdings einen Unterschied zwischen Glauben und Aberglauben. Letzteren bekämpfen sie heftig als Relikt aus früheren Zeiten. Als Kriterium für die Einordnung als Glaube oder Aberglaube wird die Zugehörigkeit zu einer zugelassenen Religionsgemeinschaft benutzt.

Die Bereitschaft der Partei, den Religionsgemeinschaften einen genau begrenzten Freiraum einzuräumen, scheint allerdings nicht grenzenlos zu sein. Besonders die Entwicklungen in Osteuropa im letzten Jahr haben die chinesische Führung stark verunsichert. Daß den Prozeß des völligen Umbruchs und des weitgehenden Endes des Sozialismus dort die christli-

⁹ AFP, 27.3.1990

¹⁰ Zit. nach Helmut Martin, a. a. O., S. 14

¹¹ Vgl. seine Ausführungen über den Abschied vom Nationalismus, in: Publik-Forum, 23.3.1990, S. 5 f.

¹² Vgl. Orientierung, 30.6.1989, S. 1 ff.

¹³ Ich bin Chai Ling, in: Das neue China, Nr. 4/1989

¹⁴ In: die horen, a. a. O., S. 241

¹⁵ Zit. nach: Lutherische Weltbund-Information, 25.5.1990

¹⁶ Artikel von Yang Jung-guo, in: Peking Rundschau, 23.10.1973

¹⁷ Wohin mit dem kulturellen Erbe, in: Beijing Rundschau, 24.1.1989, S. 14 ff.

¹⁸ Konfuzius und die moderne Zeit, in: Beijing Rundschau, 19.12.1989, S. 20 ff.

¹⁹ Zhang Xian-Liang, Die Hälfte des Mannes ist die Frau, Frankfurt-Berlin 1989, S. 182

chen Kirchen eingeleitet haben (und daß sich der Papst rühmen läßt, der eigentliche Initiator und Motor gewesen zu sein), verstärkt natürlich noch den Verdacht, man habe es mit einer bedrohlichen Bewegung zu tun. Zusätzlich muß sich die derzeitige chinesische Führung mit zum Teil religiös motivierten Unruhen im eigenen Land, zumeist in den Grenzregionen, auseinandersetzen: In Nepal gab es im Gefolge massiver Proteste und Demonstrationen grundlegende Reformen. Der Einfluß auf das benachbarte, ebenfalls buddhistische (lamastische) Tibet, das ohnehin schon seit langem von Unruhen erschüttert ist, bleibt wohl kaum aus. Die Verleihung des Friedensnobelpreises an den Dalai Lama im vorigen Jahr betrachteten die chinesischen Führer zusätzlich als gezielte Provokation. In der ebenfalls buddhistisch geprägten Mongolei fürchtet man ein Übergreifen des Reformbazillus aus der Mongolischen Volksrepublik. Im chinesischen Westen, besonders in Sinkiang, bereiten die Moslems der Führung in Peking Sorge. Dort und in anderen Provinzen sind die Moslems nach iranischem oder sowjetischem Vorbild mobilisiert. Auslöser für die schweren Zusammenstöße in Sinkiang war offensichtlich die Veröffentlichung eines Buches in einem chinesischen Verlag, das islamische Gebräuche und Sitten hämisch kommentierte und sich z. B. über islamische Sexualpraktiken lustig machte.

Für Minderheiten gibt es ein Entgegenkommen

Diese erneuten, weitgehend religiös bedingten Spannungen hängen aber auch mit der Rolle der zahlreichen nationalen Minderheiten Chinas zusammen. Wenn auch 93% der Bevölkerung der Volksrepublik Han-Chinesen sind, so setzen sich doch 80 Millionen Einwohner aus insgesamt 50 Rassen zusammen, die größtenteils ihre kulturellen und religiösen Traditionen beizubehalten versuchen. Nach der Kulturrevolution war die Regierung Chinas bemüht, besonders ihnen Freiheiten zu gewähren, um gegenüber den zahlreichen buddhistisch oder islamisch geprägten asiatischen Nachbarländern besser dazustehen und sie als politische und wirtschaftliche Partner zu gewinnen.

Die jetzt bekanntgewordenen Probleme überraschten deshalb, weil insgesamt gerade vom Buddhismus und Islam in China in den vergangenen Jahren positive Meldungen gekommen waren. Man hörte z. B. von vielen neuen buddhistischen Mönchen und von der Eröffnung der ersten Islamischen Universität im Sommer 1989. Bereits 1985 wurden die ersten speziellen Moslem-Speisewagen bei der chinesischen Eisenbahn eingeführt. Und in einer ausführlichen Abhandlung «Religion – Opium des Volkes?»²⁰ war zu lesen: «Die verschiedenen Religionen haben nicht nur ihre Moral verkündet, sondern auch gefordert, daß ihre Regeln der Ethik und Erziehung einzuhalten, Moral und Würde zu bewahren sind. Sie übertreffen damit die Verhaltensnormen nichtreligiöser Kreise. Gerade diese edlen Bestrebungen haben sich unter den Gläubigen hervorragend bewährt. Untersuchungen zufolge halten sich besonders in den Gebieten der nationalen Minderheiten alle Gläubigen an die Gesetze des Staates, egal, welcher Sekte sie angehören. Ein Mitarbeiter im Bereich der Jugendkriminalität berichtet, daß Rechtsverletzer kaum aus Kreisen der Kirchen oder Klöster kommen. Das heißt, die Religionen üben nicht nur auf die älteren Bürger, sondern auch auf die Jugendlichen großen Einfluß aus.» Daß es jetzt wieder zu Rückschlägen gekommen ist, hängt allerdings eher mit den bereits erwähnten befürchteten Einflüssen aus den chinesischen Nachbarregionen als mit dem 4. Juni oder einer grundsätzlich neuen Religionspolitik zusammen.

Im übrigen besteht die Hoffnung, daß sich die Situation in Kürze ohnehin entschärft, weil Chinas Führung wohl kaum ein zweites Mal vor der Weltöffentlichkeit bloßgestellt werden

möchte. Den Schock uneingeschränkter Berichterstattung während einer schweren inneren Krise Chinas durch die ausländischen Medien – wie im Umfeld des Gorbatschow-Besuches im Mai letzten Jahres – haben die Politiker des Landes wohl noch nicht überwunden. Außerdem spüren sie bis heute die Nachwirkungen des internationalen Wirtschaftsboykotts als Reaktion auf das Massaker vom 4. Juni – auch wenn diese Maßnahme nur kurze Zeit voll durchgeführt wurde und wenn sich nur ein Teil daran hielt. Wahrscheinlich wird die Führung in Peking alles tun, um keine Negativschlagzeilen vor und während der XI. Asienspiele zu machen, die am 22. September in Peking beginnen. Sie wird versuchen, mit diesen Spielen ihr ramponiertes Bild wieder aufzupolieren.

Öffnung oder neue Verfolgung?

Schon bei der 14. Weltrechtskonferenz vom 23. bis 27. April in Peking war der Gastgeber China bemüht, Offenheit zu demonstrieren. So konnte erstmals seit 1949 ein apostolischer Nuntius in die Volksrepublik einreisen. Erzbischof *Ernesto Gallina* vom vatikanischen Staatssekretariat nahm an dem Juristenkongreß teil und verurteilte dabei «alle totalitären Regime, die im Namen der Gerechtigkeit den Menschen seiner Würde und Freiheit berauben». Zu dieser Freiheit gehörten das Recht auf «Meinungs- und Versammlungsfreiheit, aber auch das Recht auf freie Religionsausübung». Ohne China ausdrücklich zu erwähnen, kritisierte Gallina, daß in einigen Staaten das Recht des Papstes auf die Ernennung von Bischöfen beschnitten sei.²¹

Hat sich für die *christlichen Kirchen* etwas durch den 4. Juni 1989 geändert? Beunruhigende Meldungen der letzten Monate über Verhaftungen von Bischöfen und Priestern ließen allgemein den Eindruck entstehen, als habe eine neue Christenverfolgung begonnen. Ohne die genauen Hintergründe zu recherchieren, wurden von bestimmten Gruppen und Organisationen pauschale Schlußfolgerungen aus einer Reihe von Einzelmeldungen gezogen. Manche dieser öffentlichen Wortmeldungen legten die Vermutung nahe, im Grunde seien deren Verbreiter froh, endlich wieder das alte Feindbild pflegen zu können.

So hieß es in einer katholischen Publikation²² u. a.: «Sündenböcke: Die Katholiken ... Um die Stimmung der Bevölkerung abzulenken, veranstaltet die chinesische Führung eine neue Verfolgung jener Katholiken, die sich nicht den regimetreuen Pfarrern angeschlossen haben. Sie werden wie zu Maos Zeiten beschuldigt, die Unruhen unter den Arbeitern zu schüren.» Eine weitere Behauptung: «Nur eine Minderheit der chinesischen Katholiken hat sich auf Weisung des Staates von Rom losgesagt und ist als «Patriotische Vereinigung Chinesischer Katholiken» geduldet. Die Mehrheit lebt, romtreu, im Untergrund – und erleidet Verfolgung. Von ihrem Schicksal nimmt die Welt kaum Notiz. Wenig Informationen dringen an die Öffentlichkeit.»²³ Noch weiter gingen die Anhänger von Erzbischof Marcel Lefebvre. Zu den Verhaftungen schrieben sie: «Aber das hindert weder Rom, ihre Verfolger zu stützen, noch Kardinal Sin, sich für die Anerkennung der Patriotischen Kirche einzusetzen, noch den Vatikan zu erklären, daß diese Patriotische Kirche vielleicht gar nicht so schismatisch sei. Man geht daran, die chinesische Kirche auf dem Altar der Beziehungen zu China zu opfern, und dies um so leichter, als die chinesische Kirche nicht das Alter und das Gewicht der ukrainischen Kirche hat, die dennoch geopfert wurde.»²⁴

Angesichts dieser massiven Urteile erscheint eine Differenzierung doch dringend geboten. Ursache für die sehr unterschiedliche Interpretation der Lage ist die leider seit langem bestehende Spaltung der Kirche: «Da ist einmal die durch die Patriotische Vereinigung der Chinesischen Katholischen Kirche repräsentierte offizielle katholische Kirche, die den Anspruch

²¹ KNA, 25.4.1990

²² Neue Bildpost, 11.3.1990

²³ Fatima ruft, Mai 1990

²⁴ Mitteilungsblatt der Priesterbruderschaft St. Pius X., Mai 1990

²⁰ Beijing Rundschau, 21.3.1989, S. 16 ff.

erhebt (und von der kommunistischen Regierung dafür Zustimmung erhalten hat), die alleinige Vertreterin der katholischen Kirche in China zu sein ... Auf der anderen Seite gibt es die nichtoffizielle Kirche (aus chinesischer Sicht), die Untergrundkirche, die wiederum den Anspruch erhebt, die einzige, echte, dem Papst gegenüber loyale katholische Kirche in China zu sein.»²⁵ Derzeit scheint die Kluft zwischen beiden unüberbrückbar.

Katholiken: «Offizielle» und «Untergrundkirche»

Die «offizielle» Kirche nennt die Mitglieder der «Untergrundkirche» «unpatriotisch», umgekehrt beansprucht die «Untergrundkirche» für sich die Rechtmäßigkeit, Papsttreue und Tradition und verteufelt die andere Seite. Eine zahlenmäßige Zuordnung fällt schwer, da keine Mitgliedslisten geführt werden. Ca. vier Millionen Katholiken werden in offiziellen Angaben genannt. Die gleichzeitig behauptete viel größere Anhängerschaft der «Untergrundkirche» ist ebenfalls durch nichts belegt und wird von Kennern der Lage stark angezweifelt. Insgesamt schwanken die Angaben für alle Katholiken Chinas zwischen vier und sieben Millionen.

Eine Zuordnung zu einer der beiden Ausrichtungen erscheint aber schon allein deshalb fragwürdig, weil die Grenzen fließend sind und weil im derzeitigen Gerangel jede Seite möglichst jeden für sich vereinnahmen will. Es gibt mittlerweile klare Treuebekundungen gegenüber dem Papst auch von Bischöfen der «offiziellen» Kirche. Auch kritische Distanzierung von mancher Praxis der «Patriotischen Vereinigung» ist aus dieser Richtung zu hören. Beide Gruppierungen sind in sich vielfältig angelegt, d. h. es gibt Verfechter eines rigorosen Trennungskurses und versöhnliche Kräfte. Vieles an den gegenseitigen Vorurteilen und Verurteilungen beruht auf Erfahrungen der Anfangszeit Mitte der fünfziger Jahre und hat mit der heutigen Realität wenig zu tun, die geheime Treffen und Gottesdienste einfach nicht mehr nötig macht: «Die Tragik der Spaltung besteht ja darin, daß sich die Christen im «Untergrund» wie die «Patrioten» in den zentralen Punkten des Glaubens durchaus einig sind.»²⁶ Ein anderer China-Besucher kam zu dem Ergebnis: «Die Schwäche der katholischen Kirche liegt in der Spaltung, die man erlebt haben muß, um ihre Tragweite und Tragik zu begreifen. Wir ... mußten feststellen, daß es nicht zwei starre und scharf voneinander zu trennende Blöcke oder Organisationen sind, aber eben doch ein Bruch, an dem die Kirche noch zerbrechen könnte ... Die größte Gefahr für die katholische Kirche Chinas besteht derzeit nicht in einem direkten Eingriff des Staates, sondern in der inneren Spaltung der Kirche.»²⁷

Bemühungen zur Überwindung der Spaltung

Im Grunde ist diese Spaltung nicht nur lebensbedrohend für die Kirche insgesamt, sondern auch ein Ärgernis, weil sie künstlich aufgebauscht und unnötig ist. J. Charbonnier bringt den Sachverhalt auf den Punkt, wenn er schreibt: «Es gibt in Wirklichkeit nur eine katholische Kirche in China, die in ihrer Gesamtheit treu ist, mit einem offiziellen und einem versteckten Gesicht. Das normalerweise versöhnliche chinesische Volk sieht keinen Widerspruch zwischen einer äußeren Unterordnung unter die Macht und einer inneren Treue zu seinen lokalen, religiösen, kulturellen oder einfach familiären Gemeinschaften.»²⁸

²⁵ Roman Malek, Die katholische Kirche in der VR China, in: Stimmen der Zeit, Juli 1990, S. 471 ff.

²⁶ Ferd Hammes, Zur Lage der katholischen Kirche in China, in: Die katholischen Missionen, 3/89, S. 81 ff.

²⁷ Basilius Doppelfeld, Christen in der Mandschurei, in: Die katholischen Missionen, 1/90, S. 18 ff.

²⁸ Jean Charbonnier, l'église clandestine en Chine, in: Zhonglian Relais France-Chine, Juni 1990, S. 2 ff.

Zum Glück gibt es zahlreiche Bemühungen zur Überwindung der Spaltung. So werden mittlerweile einzelne «Untergrund»-Bischöfe von den Behörden zumindest geduldet. Und von zahlreichen «offiziellen» Bischöfen heißt es, sie hätten nach ihren aus römischer Sicht unerlaubten Weihen nachträglich eine römische Zustimmung erbeten und auch erhalten. Papst Johannes Paul II. hat in jüngster Zeit mehrfach zu verstehen gegeben, daß er vorrangig eine innerkirchliche Versöhnung in China wünscht. Und Kardinal Josef Ratzinger äußerte im Oktober 1989 in einem Interview («30 days»): «Im Fall der sogenannten Patriotischen Kirche Chinas ... sind die Bischofsweihen allgemein als gültig betrachtet worden, obwohl sie im Kontext eines explizit schismatischen Glaubensbekenntnisses stattfanden ... Trotz allem sind wir zur Überzeugung gelangt, daß die Weihen, die im übrigen richtig und vollständig nach dem alten Ritus vollzogen werden ..., den Wunsch zum Ausdruck bringen, Bischöfe der katholischen Kirche zu weihen und nicht den Anschluß an die Kirche zu verlieren.»²⁹

Vermittlungsversuche gab es auch durch Kardinal Jaime Sin von Manila, der verschiedentlich in China war und anschließend sowohl dem Papst ausführliche Empfehlungen schickte als auch die dringende Bitte an die Kongregation für die Evangelisierung der Völker richtete, in bezug auf China mehr Feinfühligkeit zu zeigen und mehr Verständnis für die schwierige Lage der «offiziellen» Kirche aufzubringen.³⁰ Die Versöhnungsarbeit aber wird dadurch erschwert, daß die «offizielle» Kirche den 4. Juni 1989 fast gänzlich folgenlos überstanden hat, ja mittlerweile auf ein stetes Wachstum und neue Freiheiten verweisen kann, während sich die «Untergrundkirche» gleichzeitig verstärkter Kontrolle und Einschränkung ausgesetzt sieht. So sind inzwischen überall im Land Hunderte von Kirchen geöffnet, zahlreiche Seminare zugelassen, karitative Hilfe und Akademikerarbeit ermöglicht. Überall sind die Katholiken dabei, den Anschluß an die Kirche nach dem II. Vatikanischen Konzil zu schaffen, die jetzt begonnene Einführung der chinesischen Sprache in der Liturgie ist ein deutliches Signal. Bedeutsam ist auch die Erlaubnis der Behörden, daß zwei Steyler Patres an einer Pädagogischen Universität als Gastprofessoren tätig sein können. Erstaunlich auch die Möglichkeit, daß seit September 1989 mehrere ausländische Priester Gastvorlesungen am Sheshan-Seminar in der Diözese Shanghai halten dürfen. Es spricht für das blühende kirchliche Leben, daß verschiedentlich Massentaufen durchgeführt wurden, zahlreiche Ordensfrauen ihre Gelübde ablegten, die Seminare großen Zulauf haben und Wallfahrten so beliebt wie früher sind.

Als Kontrast dazu dann die Verhaftungen von Bischöfen und Priestern um die Jahreswende. Inzwischen ist bekannt, daß fast alle Festgenommenen im November vorigen Jahres an einer Gründungsversammlung für eine eigene Bischofskonferenz der «Untergrundkirche» als Konkurrenz zur bestehenden Bischofskonferenz teilgenommen hatten. Damit läßt sich das Vorgehen der Polizei zwar nicht entschuldigen, aber erklären. Dabei spielt eine wichtige Rolle das «Dokument Nr. 3/1989 des Zentralkomitees der Partei über die Intensivierung der Arbeit bezüglich der katholischen Kirche unter der neuen Situation».³¹ Darin wurde – schon vor dem 4. Juni – die härtere Gangart gegen katholische Aktivitäten im «Untergrund» (und nur gegen diese) festgelegt: Und genau danach ist man nun offensichtlich vorgegangen. Denn auffallend ist, daß bisher niemand von der «offiziellen» Kirche betroffen ist.

Ein katholischer China-Beobachter, Jerom Heyndrickx CICM, kommt zum Schluß: «Die Kirche in China ist eine «verwundete» Kirche, die jetzt in eine intensive Phase der

²⁹ Zit. nach Roman Malek, a. a. O.

³⁰ China heute, Nr. 5/89

³¹ Text in: China heute, Nr. 4/89

Selbsteilung und Rehabilitation eintritt. In den letzten zehn Jahren ist es ihr gelungen, sich selbst zu reorganisieren, und zwar durch Wiedereröffnung von Kirchen, Bildungshäusern und Seminaren und durch Fortschritte bei der Evangelisierung und im liturgischen Leben. Derzeit kämpft sie hart um ihre innere Einheit und die Verbindung mit dem Papst und der Universalkirche.»³²

Protestanten: über 20 000 «Hauskirchen»

Für die protestantische Kirche in China, die heute als Zusammenschluß vieler christlicher Kirchen und Denominationen auftritt und damit echte Ökumene vorlebt, stellt sich das Problem der Spaltung nicht so krass wie für die katholische Kirche. Wenn sie dennoch derzeit eine Krise durchmacht, so liegt dies eher an den Ereignissen vom 4. Juni und der daraus entstandenen inneren Auseinandersetzung über den richtigen Weg der Kirche in einem sozialistischen Staat. Gleichzeitig mit dieser spannungsreichen Auseinandersetzung hat aber auch die protestantische Kirche Wachstum und neue Freiheiten zu verzeichnen. Der Delegationsleiter einer Besuchergruppe der Norwegischen Kirche kam zum Ergebnis: «Die Kirche in China erfährt zurzeit ein Wachstum, von dem andere Kirchen nur träumen können. Kirchengebäude sind überfüllt, und Zehntausende von Menschen werden bekehrt. Für uns ist es etwas beunruhigend, daß dies geschieht, nachdem ausländische Missionare China verlassen haben, und in einer Kirche, die nur über sehr wenige Pastoren und sonstige Mittel verfügt.»³³ Mehr als 6000 geöffnete Kirchen, rund 4,5 Millionen Protestanten, zahlreiche Seminare, aber immer noch viel zuwenig Pastoren, ein gutfunktionierendes Diakoniesystem («Amity Foundation»), eine große Bibeldruckerei in Nanking – das sind die rein äußerlichen Daten. Ein besonderes Phänomen sind die mehr als 20 000 «Hauskirchen», die aus der Zeit der Unterdrückung übriggeblieben sind. Oftmals wird aus dem Fortbestehen dieser Hauskirchen der Schluß gezogen, diese seien etwas Ähnliches wie die «Untergrundkirche» auf katholischer Seite. Dies trifft aber nur auf einen Bruchteil dieser Gemeinschaften zu. Durch Provinzgesetze, die die Registrierung aller Kultstätten verlangten, bekam diese Besonderheit der protestantischen Kirche Chinas plötzlich den Anschein einer illegalen Richtung. Aber Bischof *Ding Guang Xun*, der Vorsitzende des Chinesischen Christenrates, protestierte energisch gegen Beeinträchtigung des kirchlichen Lebens durch eine strikte Anwendung dieser Gesetze und sah darin eine Verletzung der Gesetze über die freie Religionsausübung. Dennoch gilt auch für die protestantische Kirche, daß für sie die innere Spaltung derzeit gefährlicher ist als staatliche Eingriffe. Mehr als die katholische Kirche, die vor und während der Demokratiebewegung geschwiegen hat, ist die evangelische Kirche in den Strudel der Auseinandersetzungen um dieses politische Ereignis und dessen brutale Beendigung hineingezogen worden. Auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking waren im vorigen Jahr Protestanten mit einem Kreuz und Spruchbändern unter den Demonstranten. Auf einem Transparent stand: «Es ströme das Recht wie Wasser und Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach» (Amos 5, 24). Studenten des Seminars in Nanking gingen auf die Straße, Bischof Ding gab im Namen des Christenrates eine Solidaritätserklärung für die Demokratiebewegung ab. Die befürchteten Folgen für diese offene Unterstützung blieben bisher zum Glück aus. Und der Bischof steht auch heute noch zu seinem Wort und will die Kirche u. a. zur «Schule der Demokratie» machen.³⁴ Dabei galt der Bischof vielen Leuten lediglich als «Erfüllungsgeschehe» der Kommunisten.

Daß sich die protestantische Kirche dennoch in einer Zerreißprobe befindet, liegt an der stark evangelikal, fundamentalistischen Ausrichtung der Kirche. Diese Kräfte nehmen es dem Bischof übel, daß er sich überhaupt in die Politik einmischt (er hat auch eine Reihe politischer Ämter inne). Andere, mehr «linke» Protestanten hielten das Vorpreschen des Bischofs für unklug und sahen darin eine Schwächung der Position der Kirche gegenüber dem Staat. Chinas Protestanten leiden offensichtlich mehr unter dem 4. Juni und seinen Folgen als die Katholiken. Sie fühlen sich verwundet und wünschen kein Mitleid von außen, sie wollen nicht wahrhaben, daß sie die Vorgänge noch nicht verkraftet haben, und tun nach außen hin fast unberührt von dem Geschehen. Zurückhaltung, Vorsicht, Angst, Geduld – alles kommt bei ihnen vor. Hinter all dem aber scheint die Gewißheit zu stehen, daß Lao-tse schließlich doch recht behält: «Das Harte und Starke wird fallen. Das Weiche und Schwache wird überdauern. Es gibt nichts Weicheres und Nachgiebigeres unter dem Himmel als Wasser. Dennoch: Um harten Granit anzugreifen, kenne ich nichts Besseres.»

Bischof Ding faßt diesen Optimismus christlich zusammen: «Wir beten für den Glauben, der uns versichert, daß die Zukunftsvisionen der Jungen und die Träume der Alten bei Gott nicht verlorengehen und in der von ihm bestimmten Zeit Früchte tragen werden.» *Norbert Sommer, Saarbrücken*

Interview mit Bischof Jin

Shanghai ist mit seinen 12 Millionen Einwohnern nicht nur Chinas volkreichste Stadt: hier bilden auch 120 000 Katholiken das bedeutendste Bistum. Die frühere französische Präsenz (Aurora-Universität und Observatorium der Jesuiten usw.) ist immer noch spürbar. Der amtierende Bischof *Aloysius Jin Luxian* (75) war als Priester mehr als 20 Jahre lang im Gefängnis und Arbeitslager, bevor er 1981 wieder seine priesterliche Tätigkeit aufnehmen konnte. Er wurde zuerst Rektor des regionalen Priesterseminars in Sheshan bei Shanghai, dann Weihbischof unter Bischof *Zhang Jia-Shu*, der zugleich Vorsitzender des chinesischen Bischofskollegiums war und 1988 im hohen Alter von 96 Jahren starb. Damals lebte in Shanghai ganz zurückgezogen auch noch der 1985 aus dem Gefängnis entlassene Bischof *Ignatius Kung Pin-mei* (88), der dann alsbald gesundheitshalber nach den USA ausreiste, im Annuario Pontificio von 1990 aber nach wie vor als (1950 eingesetzter) Inhaber des Sitzes von Shanghai aufgeführt wird. Inzwischen nimmt Bischof Jin das Amt wahr. Er stattete kürzlich der Bundesrepublik Deutschland einen privaten Besuch ab. Bei dieser Gelegenheit (Ende Juni) führte *Norbert Sommer*, Redakteur am Saarländischen Rundfunk, für uns das nachfolgende Interview mit ihm. Die beiden kennen sich persönlich, seitdem N. Sommer für das Erste Deutsche Fernsehen (ARD) im Bistum Shanghai einen Film «Besonderes Kennzeichen: chinesisch-katholisch» gedreht hat. *Red.*

ORIENTIERUNG (O): Ist Ihrer Meinung nach der Vorwurf berechtigt, daß die katholische Kirche Chinas im Gegensatz zur protestantischen zur Demokratiebewegung geschwiegen hat?

Bischof Jin (J): Wir Katholiken in China sind eine kleine Minorität. Unter 1,1 Milliarden gibt es nur ca. 4 Millionen Katholiken, und die noch sehr verstreut. Um meine Katholiken zu schützen, hielt ich Schweigen für besser. Warum? Am Anfang war diese Bewegung keine Pro-Demokratie-Bewegung, sondern eine Protestbewegung des Volkes gegen Korruption und Inflation. Die Inflation ist wirklich fürchtbar! Später wollten einige die Bewegung der Studenten benutzen, um Deng Xiaoping und die kommunistische Regierung zu stürzen. Das aber ist zur Zeit unmöglich. Die kommunistische Partei ist so stark – 48 Millionen Mitglieder –, eine Armee mit so vielen Millionen Soldaten und dann die Polizisten, da ist ein Umsturz unmöglich. Ich war überzeugt, daß diese Bewegung mit einem Fiasko enden würde. So hielt ich Schweigen für besser. Weil

³² Zit. nach: News – Prayer, China-Office – SJ, Manila, Vol. 4, No. 1

³³ Lutherische Weltbund-Information, Nr. 23/1990

³⁴ Vgl. China Talk/Hongkong, Mai 1990; Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 30.6.1989

ich fürchtete, daß man mir später falsches Verhalten vorwerfen könnte und dann nicht nur mich, sondern die ganze Kirche und viele Menschen bestrafen würde – deswegen habe ich geschwiegen. Nach dem 4. Juni habe ich aber auch geschwiegen. Während viele andere Leute und Organisationen, auch Bischöfe, besonders in Peking, Deklarationen verfaßten, mit denen sie Unterstützung für Deng Xiaoping zum Ausdruck brachten, habe ich geschwiegen. In China ist Schweigen ein Zeichen.

O: Um die Jahreswende kam es zu Verhaftungen von Mitgliedern der sogenannten «Untergrundkirche». Wie läßt sich dies erklären?

J: Wissen Sie, wir Chinesen erfahren manche Nachrichten erst aus den ausländischen Medien. Über die Verhaftung der sogenannten «Untergrund»-Bischöfe habe ich z. B. erst von ausländischen Freunden gehört. Später erfuhr ich dann, daß diese Bischöfe eine geheime Bischofskonferenz gründen wollten. Das geschah u. a. gegen den Willen von Kardinal Wu von Hongkong und von Msgr. Jean-Paul Gobel, dem französischen Repräsentanten des Vatikans für Festland-China in Hongkong. Diese beiden und die römische Kurie hielten eine solche Geheimgründung für unklug. Dennoch trafen sich die Bischöfe zur Gründung einer eigenen Bischofskonferenz. Die chinesische Polizei aber ist sehr stark. Sie schläft nicht. Sie kennt alle Aktivitäten im Untergrund. Deswegen hat die Polizei gleich nach diesem Geheimtreffen einige Bischöfe und Priester, die daran teilgenommen hatten, verhaftet, um sie zu verhören. Manche wurden festgehalten, andere freigelassen.

O: Sie sagten, der Vatikan sei gegen die Gründung einer eigenen Bischofskonferenz der «Untergrundkirche» gewesen. Andererseits aber wird dem Vatikan vorgeworfen, daß er diese Kirche nach wie vor unterstützt ...

J: Der Vatikan unterstützt die «Untergrundkirche» immer, weil sie «Treue zum Papst» zu ihrem Slogan gemacht hat. Aber wir sind auch papsttreu. In meiner Diözese beten alle Katholiken, alle Priester, alle Nonnen jeden Tag öffentlich für den Papst. Der Unterschied zwischen der «offenen Kirche» und der «Untergrundkirche» ist der, daß wir alles offen und ohne Verletzung des Gesetzes machen wollen, während die «Untergrundkirche» alles geheim und gegen die kommunistische Partei gerichtet macht. Nach meiner Meinung haben solche Aktivitäten keine Zukunft, weil die Polizei alle geheimen Aktivitäten kennt. Außerdem sind diese doch nutzlos, denn wir haben offene Kirchen, wir können Bücher herausgeben und haben jetzt sogar eine eigene Druckerei. Warum noch solche geheimen Aktivitäten?

O: Man wirft der offiziellen Kirche ja vor, sie habe Bischöfe ohne römische Zustimmung geweiht – Sie zählen auch dazu. Andererseits hört man, daß auch nicht für alle Bischofsweihen in der «Untergrundkirche» vorher eine römische Zustimmung eingeholt wird. Können Sie das bestätigen?

Untergrundpriester (und -bischofe?) ohne Ausbildung

J: Zunächst muß ich richtigstellen: Wir sind keine «offizielle Kirche», wir sind eine «offene Kirche». Nicht offiziell, sondern römisch-katholisch! Wir haben unsere Bischöfe ohne Genehmigung des Papstes geweiht. Das ist wahr. Aber die «Untergrundkirche» tut dies auch. Warum? Unter Kardinal Rossi hat Rom ein Instruktion erlassen, daß jeder Bischof in China, der treu zum Papst steht, jeden Priester zum Bischof weihen kann. Dieser Bischof hat dann Jurisdiktion über ganz China. Deswegen gibt es in der «Untergrundkirche» genauso viele Bischofsweihen ohne ausdrückliche Genehmigung des Papstes. Wir suchen unsere Bischöfe aus Priestern mit sehr guter Ausbildung aus. Wir weihen unsere Priester erst nach sechs bis acht Jahren Studium. Die «Untergrundkirche» dagegen weiht Priester auch ohne Ausbildung und Akolythen oder Diakone gleich zu Bischöfen. Deswegen besteht in China derzeit große

Der Verein für Katholische Medienarbeit (VKM) sucht

einen Leiter oder eine Leiterin

für den Katholischen Mediendienst

Der Katholische Mediendienst besteht aus einem kleinen, engagierten Team, das sich national und international mit Medienarbeit in den Bereichen Film, Radio und Fernsehen befaßt.

Wenn Sie über einen theologischen Hintergrund verfügen, mit den schweizerischen Verhältnissen vertraut sind und bereits publizistisch und/oder medienpolitisch tätig waren, würde uns Ihre Bewerbung interessieren.

Arbeitsort ist Zürich-Enge.

Ihre schriftliche Bewerbung richten Sie bitte an:

Prof. Dr. Leo Karrer
7, route des Cerisiers, CH-1723 Marly

Verwirrung. Ich habe Angst, daß die neuen Priester der «Untergrundkirche», die keine richtige Ausbildung haben, Häresien lehren. Es wäre besser und notwendiger, daß sich Kardinal Ratzinger um diese Priester kümmert und sorgt als um europäische Theologen, denn diese chinesischen Priester predigen wirklich oft die Häresie. Ich habe Angst! Ich habe Angst für die Zukunft, daß nach der Normalisierung der Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und China viele Schwierigkeiten durch diese Priester entstehen.

O: Umgekehrt machen ja gerade Vertreter der «Untergrundkirche» der «offenen Kirche» den Vorwurf, sie sei häretisch, verrate den Papst, die Sakramente würden nicht gültig gespendet ...

J: Sehen Sie, ich z. B. versuche immer die Liebe zu predigen, nicht den Haß. Ich wünsche die Vereinigung der Kirche in China und der Kirche Chinas mit der Universalkirche und dem Papst. Aber die Leute von der «Untergrundkirche» predigen den Haß. Sie exkommunizieren uns alle. Wir sind ihrer Meinung nach schon in der Hölle. Und jeder Christ, der zu uns kommt, kommt in die Hölle ... Ich habe Angst. Voriges Jahr ist z. B. ein Jesuit von der Jesuitenprovinz in Taiwan nach Nordchina gegangen, um dort alle Jesuiten zu besuchen. Alle «offenen» Jesuiten haben mit diesem Provinzial gesprochen. Nur die «Untergrund»-Jesuiten wollten da nicht mitmachen. Und so äußerte der Besucher nachher, er habe Angst, daß es in der Kirche Chinas teilweise keine Liebe, keine Caritas, nur Haß gebe. Und das ist nicht christlich! Ich möchte sehr gerne mit allen Priestern zusammenarbeiten. Ich wünschte, in China hätten alle Christen eine Stimme. Wir sind eine Minorität. Bei einer starken Regierung ist eine einige Stimme besser als verschiedene christliche Stimmen. Aber die anderen wollen es nicht.

O: Der Papst hat sich im Herbst vorigen Jahres in Seoul in einer Ansprache sehr klar zu China geäußert. Dabei rief er zu einer innerkirchlichen Versöhnung in China auf – ohne Schuldzuweisung an eine Seite. Sehen Sie im Moment überhaupt eine Chance für eine solche Versöhnung?

J: Ich hoffe es. Vor kurzem war der Generalkonsul der CSFR in China bei mir. Er sagte mir: «Ich bin der erste Generalkonsul vom Ostblock, der zu Ihnen kommt.» Das ist richtig. Er hat mir zwei überraschende Geschenke mitgebracht: eine Videokassette vom Besuch des Papstes in Prag und eine Rede vom Papst. Darin hat er zur Kirche der CSFR gesagt, sie müsse sich jetzt vereinigen. Beide Gruppierungen der Kirche hätten viel

gelitten. In der CSSR gab es eine Organisation «Pax». Wir sind nicht ganz gleich. Wir sind keine Organisation wie «Pax», wir sind keine «patriotische Kirche». Aber ich glaube, der Papst hat vielleicht, als er diese Redè ausgearbeitet hat, auch an die Kirche Chinas gedacht.

Patriotische Vereinigung und Rolle der Laien

O: Oftmals wird die Patriotische Vereinigung der Katholiken Chinas gleichgesetzt mit der chinesischen katholischen Kirche. Das ist sicher falsch. Wie sehen Sie das Verhältnis der Katholischen Bischofskonferenz (und ihr eigenes) zur Patriotischen Vereinigung?

J: Im Anfang war diese Patriotische Vereinigung wirklich ein Instrument der Regierung, um die Kirche zu kontrollieren. Aber jetzt nicht mehr. Jetzt hilft uns die Vereinigung z. B. bei der Renovierung von Kirchen. Aber sie kann uns nicht mehr kontrollieren. Das ist unmöglich. In Shanghai – und ich kann nur für meine Diözese sprechen – ist die Vereinigung ein Helfer für mich. Nach meiner Meinung braucht man diese Vereinigung nicht zu eliminieren. In China werden alle Organisationen ohne Regierungsgenehmigung als illegal angesehen. Diese Vereinigung ist legal. Wir benützen diese Vereinigung, ja wir brauchen die Leute. Wir sind nur 26 alte Priester in meiner großen Diözese von 180 000 Katholiken, mit einem großen Seminar, einer Druckerei, vielen Sozialwerken. Dafür brauchen wir die Laien. Und deshalb nutze ich diese Vereinigung von Laien. Früher habe ich mich geweigert, Mitglied zu werden. Jetzt nach dem Tod meines Vorgängers im Bischofsamt bin ich sogar der Vorsitzende der Vereinigung in Shanghai. Warum? Weil ich dadurch mitreden kann und die Leute auf mich hören. Das ist viel besser. Wir brauchen die Laien. Und die finde ich da. Die veränderten Ziele haben auch zu einem Austausch der Führungsschicht geführt und damit die Natur der Vereinigung verändert. Sie ist nicht länger da, um zu kontrollieren.

O: Der Grundsatz der Selbstverwaltung, Selbsterhaltung und Selbstverbreitung, der der Kirche Chinas zur Auflage gemacht wurde, ist ja lange Zeit sehr negativ beurteilt worden. Sehen Sie darin eine Einengung?

Diese Ausgabe (13/14) erscheint als erste Ferien-Doppelnummer, die zweite (15/16) folgt Ende August.

ORIENTIERUNG erscheint 2× monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich, Telefon (01) 2010760
Telefax (01) 2014983

Redaktion: Ludwig Kaufmann, Josef Bruhin, Werner Heierle,
Nikolaus Klein, Josef Renggli, Pietro Selvatico, Karl Weber
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-
Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert
Schlette (Bonn), Knut Wolf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 1990:

Schweiz: Fr. 39.- / Studierende Fr. 28.-

Deutschland: DM 49.- / Studierende DM 34.-

Österreich: öS 370.- / Studierende öS 260.-

Übrige Länder: sFr. 37.- zuzüglich Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 50.- / DM 60.- / öS 420.-

(Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnements in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Probenummer gratis

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842-8

Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)

Konto Nr. 6290-700

Österreich: Zentralsparkasse und Kommerzbank Wien, Zweig-

stelle Feldkirch (BLZ 20151),

Konto Nr. 473009306, Stella Matutina, Feldkirch

Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

J: Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil sollte eigentlich jede Ortskirche das Prinzip der «Drei-Selbst» beachten. Früher hat man es nur negativ hingestellt, so als sei es gegen ausländische Einmischung, gegen Einfluß von außen gettet. Ich meine, wir sind eine Lokalkirche, und eine Lokalkirche gehört zur Universalkirche. Wir brauchen die Communio mit der Universalkirche. Ich selbst habe ausländische Professoren eingeladen, am Seminar der Diözese Shanghai zu lehren. Ich bekomme viele Hilfe, auch finanzielle, für die Kirche in China. Ich meine, China ist ein selbständiges Land. Trotzdem bekommt auch der Staat viel Geld vom Ausland. Deshalb meine ich, daß unsere chinesische Kirche auch bei Unterstützung durch das Ausland eine autonome Kirche bleibt. So haben wir auch Hilfe von «Misereor» erhalten, größere Hilfe allerdings wurde vom Vatikan gestoppt.

O: Was ist denn dann von den Worten des Papstes zu halten, die Katholiken Chinas sollten die Spaltung überwinden, wenn der Vatikan in der Praxis größere humanitäre Hilfe für die Kirche Chinas stoppen läßt?

J: Der Papst ist auch nicht sehr selbständig. Er wird von Beratern, vom Sekretär und einzelnen Bischöfen beeinflusst. Ich bete für die Führer, weil jeder Führer von seinen Beratern beeinflusst ist. Ich bete: «Gott, bewahre uns vor schlechten Beratern.» Wir müssen einfach mehr voneinander wissen. Die chinesische Regierung und einzelne chinesische Bischöfe sehen z. B. Rom unverändert, und Rom sieht China noch so wie vor 30 Jahren. In der Tat haben sich aber beide Seiten schon sehr geändert. Deshalb brauchen wir eine Brücke, eine Verbindung.

Verpaßte Chance der Annäherung

O: Welches sind denn zur Zeit die größten Probleme der katholischen Kirche in China?

J: Einheit! Jetzt sind wir zerspalten. Das ist eine große Schwierigkeit. Außerdem brauchen wir die Ausbildung der Nachfolger. Alle Bischöfe und Priester sind sehr alt. In zehn Jahren werden wir alle verschwunden sein. Deshalb ist es ganz wichtig, gute Priester und Bischöfe vorzubereiten. Schließlich müssen wir die Laien vorbereiten. Die Zukunft der Kirche liegt bei den Laien. Bei der jetzigen Politik der Ein-Kind-Familie werden wir zunehmend Schwierigkeiten haben, Priesternachwuchs zu bekommen. Am Zölibat wollen wir im übrigen festhalten, nicht zuletzt, weil die chinesischen Katholiken keine verheirateten Priester mögen.

O: Sehen Sie denn eine Chance, daß der Papst bereit ist, mit Ihnen einmal ausführlich über die Situation der Kirche in China zu sprechen?

J: Ein Besuch beim Papst ist leider noch nicht denkbar. Vor zwei Jahren war ich von italienischer Regierungsseite eingeladen, Italien zu besuchen. Die Regierung Chinas hat mir diese Reise erlaubt. Ich hatte die gesamte Reise mit dem italienischen Generalkonsul in Shanghai vorbereitet. Aber im allerletzten Moment hat die römische Kurie «nein» geesagt. Ohne Begründung hieß es «verschoben», ohne einen neuen Termin zu nennen. Dabei ist klar, warum dies geschah: Wenn der Papst mich empfangen hätte; hätte er gleichzeitig die «Untergrundkirche» allein gelassen. Sehr schade, daß das Gespräch nicht zustande gekommen ist. Damals wäre die chinesische Seite zu einer Normalisierung bereit gewesen. Da Rom, also die Kurie, sich aber weigerte, konnte ich nicht einmal nach Italien gehen. In diesem Jahr hatte ich weder einen Auftrag noch einen Grund, nach Rom zu gehen. Eine Chance wurde verpaßt.

O: Glauben Sie, daß in absehbarer Zeit ein Besuch des Papstes in China möglich und sinnvoll ist?

J: Er wäre sinnvoll. Aber solange der Papst die diplomatischen Beziehungen mit Taiwan aufrechterhält, ist er unmöglich. Ich hoffe, daß der Papst einmal nach China kommt, weil unsere Katholiken den Papst sehr, sehr lieben.